

Seide Borowitz





Karl Hans Strobl
Seide Borowik

L. M. ...
August 18.

Seide Borowik

Roman

von

Karl Hans Strobl



Erstes bis fünftes Tausend

.....
Leipzig • L. Stadmann Verlag • 1918



Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung, vorbehalten
Für Amerika: Copyright 1918 by L. Staackmann, Leipzig

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig

PT

2639

T84

54

Die kleine Scheindl war kaum unter der Erde, da packte die Krankheit den kleinen Arze auch an. Und man sah, daß es ihr ernst damit war, denn die roten Flecken brachen am ganzen Körper zugleich hervor und liefen förmlich auseinander, er begann zu glühen, seine Haut strahlte eine feuchte Hitze aus, tief hinten im Rachen hingen ganze Klumpen weißen Eiters, die den Weg des Athems zu verschließen drohten. Zwei Stunden nach dem ersten Erbrechen hatte Arze schon das Bewußtsein verloren. Seine Augen waren geschlossen, wenn man ihm die Lider hob, sah man die Augäpfel nach oben gerollt, als sei der Blick in den Kopf hinein gerichtet, gebannt durch die fürchterlichen Bilder des Fiebers, die dröhnend den Schädel erfüllten.

„Machen Sie sich gefaßt, er wird auch sterben,“ sagte der Bezirksarzt ohne Umschweife, denn er hatte keine Zeit. Es gab noch mehr Scharlachfälle im Ort. Und überdies, dachte er, indem er in seinen Überzieher fuhr, ist es wahrhaftig nicht schade um dieses kleine Scheusal; es sieht aus wie eine große Kröte. Man mußte die

ärztliche Zucht schon sehr zusammennehmen, um dieses widerliche Geschöpf berühren zu können, diesen vortretenden, feuchten Bauch zu befühlen, diese flossenähnlichen Füße, deren Beine durch eine Art Schwimnhaut verbunden waren, zu sehen und den Puls an einem Handgelenk zu messen, das fast unmittelbar in fünf lange, nur an den Gelenken knollig verdickte Spinnenfinger auslief.

Arze Leib Borowiz schien wirklich aus den Spiritusflaschen eines anatomischen Museums entkommen, aber als die Mutter das Todesurteil gehört hatte, stellte sie den rechten Fuß auf den linken, drückte die Hände unter der Schürze gegen den Schoß und begann den Oberleib vor und zurück zu bewegen. Sie saß auf ihrem Stuhl, starrte auf den Boden, wiegte den Oberleib und winselte leise.

„Mei letztes,“ wimmerte sie, ohne den Arzt anzusehen, „mei letztes von achte. Sieben haben mer begraben. Gottes Zorn über uns. Das achte geht auch.“

Sie sah das Achselzucken des Arztes nicht, aber sie fühlte es, die abgeworfene Last fiel gerade auf ihre Seele, daß sie zusammenbrach. Dann ging die Türe, er war fort, der Wohltäter, das Kind in dem blauweiß gewürfelten Bett war wieder preisgegeben.

Eine Weile woben das Wimmern der Mutter und das Röcheln des Sterbenden gemeinsam an der Decke des Todes, ein eintönig graues, aber unzerreißbares Gewebe der letzten Stunden.

Borowik, der bisher im Lehnstuhl die dunkelste Zimmerecke ausgefüllt hatte, schlug plötzlich auf die glattgeriebenen hölzernen Arme seines Sitzes. Das war das Zeichen zum Aufstehen.

„Gehst du fort, Fischl?“ fragte die Frau, ohne sich umzuwenden.

Die schmutzige Lichtlache spülte am Boden über zerrissene Fleckenpantoffel hin. Aus Zeitungspapier war ein Schirm um den Lampensturz gewunden, damit das Licht nicht die Augen des Knaben senke. So stieg die Helligkeit nur bis zu den Knien der zerknitterten Hosen. Darüber ragte der übrige Borowik, lang und hager, mit vom vielen Lesen gekrümmtem Rücken.

„Soll ich unser letztes wegnehmen lassen, Scheindl? Wozu sind die Bücher da, wenn wir nichts aus ihnen lernen. Ich will holen den alten Briefbeschwer, der Tod soll unseren Urne nicht finden.“

„Was willst du holen den Briefbeschwer?“

Borowik saß schon auf dem alten Sofa unter dem Misrach, hatte die Hosen bis zu den Waden aufgestreift und zog die roten Pantoffel über die weißen Fußsocken. Er brummte vor sich hin

und ächzte ein wenig, die Frau drängte nicht um eine Antwort, Borowiz hatte seinen Kopf und sprach nur, wenn es ihm nötig schien. Aber in diesem Kopf waren so viele Dinge, die andere nicht wußten, daß Scheindl ein leises Beben von Hoffnung überkam, als könne auch wirklich eine Hilfe darunter sein.

Es klingelte im Laden nebenan, Scheindl ging hinüber, wog der Frau des Schammes Sauber Mehl und Zucker zu, und während sie die tröstenden Worte der Nachbarin mit halbem Ohr anhörte, dachte sie unaufhörlich, was Borowiz wohl im Sinne haben könne, um Arhe zu helfen. Ob ihr die Kinder wohl geblieben wären, wenn sie nicht den Borowiz geheiratet hätte, sondern den jungen Sternberg, der jetzt in Leipzig auf dem Brühl mit Belzen handelte? Aber der Borowiz war gekommen, sie sah ihn noch vor sich, mit dem guten Lächeln auf dem Gesicht und dem seltsamen Blick in den Augen, von denen man sagte, sie sähen den verborgenen Dingen auf den Grund, um die Handschrift Gottes zu entdecken. „Du bekommst einen guten Mann,“ hatte der Vater gesagt, „einen gelehrten Mann. Deine Schwestern sind versorgt, Scheindl, was brauch' ich auf Geld zu schauen. Es ist eine Ehre, daß so ein gelehrter Mann dich nimmt zur Frau. Es kommt Glanz von ihm über

unsere Familie. Er könnte ein Rabbi werden, jeden Tag, wenn er will. Horch herum, was die Leut' über ihn reden. Glaubst du nicht, daß er finden könnt' jeden Tag die hundertein Rabbinen, was ihm bezeugen, daß er auch kann sein ein Rabbi? Er hat alle Bücher der Welt im Kopf, Scheindl! Schäg dir die Ehr', Scheindl!"

Sie saß längst schon wieder vor dem Bett des Kindes. Die Ladvantür war geschlossen. Das graue Gewebe aus Wimmern und Röcheln wuchs und wuchs, breitete sich über den Raum und dehnte sich schon über das Fußende des Bettes, hing schwer auf beiden Seiten herab.

Es mochte eine halbe Stunde hingegangen sein, da hörte sie im Vorzimmer die Schritte zweier Männer, der alte Mendel Briefbeschwer war da, sein Atem pff in der Lunge vom raschen Gehen. Er hob die Füße, als steige er noch durch den Straßendreck, und wandte sich sogleich dem Bett zu. Die knöchigen Greisenhände fuhren über die Stirne des Knaben hin, der lange weiße Bart hing dem Sterbenden ins Gesicht. Mit gelben Fingern hob er die Lider hoch, da waren die Augen noch tiefer in den Kopf gedreht. Unter der Berührung zuckte das Kind zusammen, eine Welle lief matt und kraftlos durch den kleinen Körper, dann schien der letzte Lebenssaft vererbt.

Mendel Briefbeschwer richtete sich auf und nickte dem Vater zu. Das Licht der Lampe ließ die speckigen Flecken des Raftans erglänzen. Er schob sich an das Fußende des Bettes, zog ein schwarz- und weißgestreiftes, langes Tuch aus dem Sallesbeutel und legte es um die Schultern. So stand er dem sterbenden Kinde gegenüber, seine Hände waren in die Enden des Tuches gehüllt.

„Arhe Leib Borowiz,“ sagte er langsam, „im Namen Gottes! Ich will diesen Namen von dir nehmen. Kannst du nicht leben mit diesem Namen, so sollst du leben mit einem anderen. Ich kann dich nennen Alter, das ist, du sollst ein hohes Alter erreichen. Ich kann dich nennen Schneor, zwei Lichter, das ist, du sollst brennen für dich und eines deiner verstorbenen Geschwister. Oder ich kann dich nennen Seide, Großvater, das ist, du sollst werden ein Großvater und sollst sehen Enkel wachsen wie Abraham und werden ein Stammvater in unserem Volk.“

„Er soll heißen Seide,“ sagte Borowiz leise.

„So nehme ich den Namen Arhe Leib von dir . . . und sollst du von dieser Stunde an heißen Seide, das ist Großvater.“

Das unansehnliche Männlein hatte mit hoher Greifenstimme gesprochen, jetzt zog es das ge-

streifte Tuch von den Schultern und deckte es dem Kinde über das Gesicht.

Es wurde plötzlich finster, Borowitz hatte die Lampe ausgelöscht. Niemand sprach, Schritte tapsten zum Ofen. Das Messingtürchen schlug auf, roter Blutschein rann um den Klumpen einer hochenden Gestalt. Borowitz blies in die Rohlen, hielt einen Strohhalm hin, ein blaues Flämmchen sprang an das Ende, ein dürftiges blaues Flämmchen, das er sorgsam in hohlen Händen zum Tisch trug. Der Zylinder der Lampe war noch heiß, er verbrannte sich die Finger, verbiß den Schmerz und machte ein neues reines Licht.

Indessen hatte Mendel Briefbeschwer das Tuch vom Gesicht des Kindes gezogen und wieder in den Kasten gestopft. Hüstelnd sah er im Zimmer umher, strich über das glatte Holz des Bettes und ging dann ohne weiteres mit einem Kopfnicken davon, indem er die Füße hochzog, als stapse er durch Straßendreck. Hinter ihm schloß Fischl Borowitz sorgsam das Haustor.

Frau Scheindl weinte leise vor sich hin, ihr war nicht zumute, als sei dem Sterbenden nun geholfen. Allzu deutlich lagen die Schatten des Todes über seinem Gesicht, das Zucken kam wieder, schwächer als zuvor, nur mehr ein Nachhall, ein zögerndes, letztes Tröpfeln des Lebens.

Borowik saß wieder im Lehnstuhl, sein blasser Kopf lag auf dem grünen Polster, die Hände waren um die Knäuse der Armlehnen gespannt, wie wartend saß er da.

Voll Schrecken saß die Frau manchmal nach ihm, seine nie ganz begriffene Fremdheit, diese Abwesenheit in Welten, von denen auch nicht ein Schein zu ihr drang, war jetzt wie ein düster verhängter, unheimlicher Abgrund. Saß er im Gebet, bereitete er sich auf etwas vor, das herankam und dessen Nahen nur er wahrnahm?

Ein weißer geflügelter Wurm mit durchsichtigem Glas am gelben Leib stieß an die Lampe und fiel versengt zu Boden.

Die Nacht rann hin, schwer drückte die Decke des Todes auf das Bett, schon war sie hoch hinaufgezogen, reichte fast bis an die leblosen, lehmfarbigen Kinderhände, die auf dem gewürfelten Überzug lagen.

Blötzlich sah die Frau, wie sich Borowik aus seinem Stuhl erhob. Ganz steif stand er da, selbst der gebeugte Rücken war aufgerichtet, ungeheuer groß erschien ihr der Mann. Und wie er jetzt tappend aus dem Zimmer schritt, stieß er beinahe oben an den Türsturz. Er ging durch das dunkle Vorzimmer auf den Flur, die Frau sprang auf, ein Schrei der Angst wurde in ihr zu Eis, sie riß die Tür weiter auf, Licht schwamm

über die ausgetretenen Ziegel des Flurs. Sie sah ihren Mann an der Haustüre stehen, vorgebeugt, mit dem Ohr an den Balken, als horche er auf etwas, das draußen vorging.

War das nicht ein leises Bochen an der Tür? Begehrte jemand Einlaß? Da sah sie den Mann mit den Händen die Türstöcke des Einganges zu ihrem Haus fassen und sich wieder hoch emporrichten. Sein Leib war über Schloß und Riegel gespannt, seine Hände hielten die wichtigen Angeln.

„Nein,“ sagte er mit fester Stimme, „hier wohnt kein Arye Leib . . . hier wohnt Seide . . . Seide Borowiz.“

Die Stoduhr bei Morgenstern nebenan schlug eine späte Stunde, sehr dünn und gebrechlich kamen die Töne durch die Wand, wie klingelnde silberne Skelettfigürchen.

Stand der Mann wirklich so endlos lange an der Tür? Konnte die Zeit ihre Minuten nach Belieben ins Ewige dehnen?

Borowiz ließ das Tor und kam langsam zurück. Die Frau wich vor ihm an die Wand, hielt sich mit weggespreizten Händen. Als er an ihr vorüberschritt, bebte sie, denn es war ihr, als käme er geradewegs aus jenen Abgründen, vor denen ihre Gedanken immer schaudernnd gewichen waren. War das Feuer und Blässe des

Aberirdischen auf seinem Gesicht? Hatte Moses so ausgesehen, nachdem er die Stimme Gottes gehört hatte?

Er schritt auf das Bett zu, kniete nieder und hielt das Ohr über den Mund des Kindes. Seine Hände, deren Finger von der Schmiere der Torangeln beschmutzt waren, lagen über die blaugewürfelte Decke gestreckt.

Sein Gesicht hob sich von dem Mund des Kindes, es wandte sich nach ihr, sein Blick suchte sie, das gute Lächeln war da, mit dem er um sie geworben hatte.

„Er atmet noch,“ sagte er.

* * *

Nach dem Abendessen mußten alle Federn schleifen.

Dreiundvierzig Gänse hatten vom Sommer zum Herbst in den Ställen geschnattert; dreiundvierzig weiße und graue Gänse, für eigene und fremde Rechnung, denn niemand in ganz Schwolków verstand es so wie Frau Leie Baltuch, aus einem armseligen Vogelgerippe ein kleines fettes Monstrum zu machen, das seine Beine nicht mehr tragen konnten und dem der Schnabel unablässig offen stand.

Sie hatte ein besonderes Rezept für die

Mudeln, die sie den Gänsen in den Schlund stopfte, sie mengte sie aus Schrot und Maiskörnern und tat auch ein wenig Pfeffer hinein. Darauf bekamen die Gänse Durst und tranken so viel Wasser in sich, daß ihre Lebern weiß und fett und prall wurden und ihnen wie aufgeblasene Dudelsäcke in der Brust lagen,

Jetzt waren die fremden Gänse alle abgeliefert, in der Kammer unter dem geräucherten Rindskamm standen die großen Töpfe, bis an den Rand gestrichen voll weißgelben Gänsefischmalzes, die Lebern waren längst in Straßburg, um zu echten Pasteten zu werden. Nur die Federn waren noch nicht verarbeitet. Frau Leie hatte alle zum Tisch befohlen, um mitzuhelfen. Wie eine weiße Sommerwolke lag das tote Gefieder zwischen den Frauen, wie ein Haufen lockeren Schnees, der manchmal bei einer ungestümeren Bewegung oder hastigerem Atmen wie traumhaft, in Freiheitserinnerung, aufwirbelte.

Alle mußten helfen, sogar Rosa, die polnische Dienstmagd, rupfte mit plumpen, roten Fingern. Der kleinen Giti war das Federschleifen ein zierliches Spiel, sie wühlte gerne in dem weichen, warmen Gewölk und zog die Fahnen mit kleinen, spigen Rucken vom Schaft.

Nur der Großvater Mendel war enthoben

und der kleine Fessel natürlich, der zwischen den Tischbeinen herumrutschte und Hund spielte.

„Is nicht der Wolf Meier dagewesen heut?“ fragte Frau Leie nach dem Sofa loch hinüber, in dem der alte Mendel Briefbeschwer saß.

Mendel Briefbeschwer war in den Jahren, seit seine Frau tot war, recht alt geworden. Sein Kopf wackelte an dünnem Hals vornüber, es war verwunderlich, daß dieser schwere, gewölbte Schädel von so nichts sagenden Muskelbändern noch gehalten wurde. Aber in diesem wackeligen Kopfe saß noch Helligkeit genug; wenn er auch seiner Tochter die ausübende Gewalt im Haus übertragen hatte, in einem höheren Bereich entschied er immer noch selbst.

Er hörte auf, mit den zahnlosen Riefen seine Jahre wiederzukauen und saß unter dem weißen Brauengestrüpp nach seiner Tochter hinüber.

„Was für a Wolf Meier?“ fragte er mißtrauisch.

„Was für a Wolf Meier? Der Wolf Meier aus Horozanka . . . wer sonst?“

„Warum soll er nicht dagewesen sein?“

„Ja . . . warum nicht? Er weiß schon warum. Und ich weiß auch warum. Wenn er kommt, so geht immer Geld aus dem Haus.“ Frau Leie schöpfte mit den walzensförmigen, dicken

Fingern, die sich den Gänseudeln, mit denen sie umgingen, angeglichen zu haben schienen, ein Häufchen Daunen vom Tisch und stopfte sie in den gemeinsamen Sack, der zwischen ihr und der Frau des Schammes stand.

„Es kommt wieder mit Zinsen. Er ist mir gut, Sein Sohn braucht auf Studieren. Lemberg ist a teures Pflaster.“

Tossels Hundespiel war zur Hitzigkeit gesteigert. Er tobte in seinem Stall, bellte und biß plötzlich die Schwester in die Beine.

„Au,“ schrie Gitl und schlug nach unten, Federn wirbelten sturmgetrieben.

„Tossel, hör auf zu bellen. Gleich gehst du hervor und setzt dich zum Großvater.“ Frau Leie schöpfte neuen Federnvorrat vor ihren Platz. „Was die jungen Leut schon in Lemberg lernen!“

Tossel kam unter dem Tisch hervor, nahm den Weg unter Rosas Röcken hin und kroch verstummt, aber immer noch auf allen Vieren, hundemäßig, zu Mendels Sofa.

„Der Seide Borowig ist heut zum erstenmal zur Schul' gegangen,“ sagte die Frau des Sempeldieners Lauber. „Es hat kaner neben ihm sitzen wollen.“

„Wunder!“

„Er hat a gutes Köpfel,“ murmelte Mendel in seinem Sosaloch.

„Gutes Köpfel hin, gutes Köpfel her, er is a Silgel, Gott behüt.“

Sitl unterbrach ihr Spiel. Sie hatte die Federn vor ihrem Platz in gleichmäßiger Schicht über die Tischplatte gebreitet, so daß alle die Figuren, die Kreise, Bänder und Kränze, die mit hellerem Holz ins dunkle eingesetzt waren, verborgen lagen. Nun las sie die Federn so, daß jeweils bald da, bald dort wieder die hübschen, wohlgeformten Gestalten ans Licht und Leben traten. Sie konnte sie so mit leichten Fingern und zartem Flaum nach Belieben erwecken und verlöschen. Jetzt sah sie die Mutter verwundert an: „Was is das, a Silgel?“

Frau Leie antwortete nicht, die Frau des Schammes nahm ihr das Wort ab: „A Silgel, das is a Mensch, der schon früher einmal dagewesen is. Das is a Strafe, mei Kind, weißt du . . . er is nicht tot, er muß wiederkommen, sein früheres Leben war voll Sünden und Bosheit, er hat Gott erzürnt. Da hat er keine Ruh und muß noch einmal ins Leben, aber er is gezeichnet.“

Sitl staunte voll Grauen ins Geheimnis Gottes. „Und weiß er was von seinem früheren Leben?“

„Nichts weiß er,“ sagte der Großvater ärgerlich, „gar nichts weiß er. Wie soll er etwas

wissen? Der Tod macht alle Türen zu. Jeder Mensch is neu von Grund auf. Gott will nicht, daß jemand etwas herübernimmt. Schön is der Seide Borowig nicht, aber Häßlichsein is a Unglück und kane Straf.“

„Kosa, wenn ma dir zusieht, wird ma krank“, ereiferte sich Frau Leie, „jede Feder reißt du ausanand . . . a Ruh macht's grad so gut.“

Das Mädchen senkte den Kopf auf die schmutzige Bluse, ihre roten, hornhäutigen Finger, die von eisigen Wassern steif waren, versuchten gutwillig, aber vergeblich, sich für das zarte Federtwerk zu schmeidigen. Es war ein Bemühen, als wolle eine Krebsenschere einen Seidenfaden fangen,

Brane Elling mit der Hafenscharte, eine entfernte Verwandte des verstorbenen Herrn Balthuch, die im Hause so mitah, schnüffelte, als rieche sie üble Dinge. „Häßnich, wie häßnich,“ sagte sie, „ma fürcht sich, ihm anzuschauen. Bertha Zwickler is vor ihm davongelaufen, sie geht schwanger, anne schwangeren Frauen nausen vor ihm davon . . . hat ma schon a Menschen gesehn mit sonchen Lebersnecke im Gesicht?“ Die arme Brane hatte ein Loch im Saumen, und das Sprechen wurde ihr schwer, aber sie sagte gern etwas, was Frau Leie nach dem Sinn war.

„Ja, ja,“ nickte die Hausfrau eifrig, „die Frauen haben recht. Der Großvater hat a Narren an ihm, weil er den Tod um ihn hat betrogen, wie der Seide in seiner schweren Krankheit is gelegen. Aber das is wahr, daß er is über den Sombatjon gekommen. Wer hat schon solche rote Haare gesehn, wie der Seide hat?“

Siti dachte nicht an ihre Federn, sie saß da, die gefalteten Hände zwischen den mageren Beinen und war ganz von gruseligem Entzücken erfüllt. Ihre Augen standen hell und weit offen, über die Kopfhaut lief ihr eine leise Kälte.

„Sachen . . . Sachen,“ mißbilligte Mendel Briefbeschwer kopfschüttelnd.

„Warum Sachen? Was heißt Sachen?“

Der Blick des Kindes saugte an dem alten Mann. Mendel liebte es nicht, vor dem Mädels Dinge anzudeuten, die nachher nicht zu Ende gesprochen wurden, denn er fand, es sei gefährlich, die Phantasie im Dunkeln sich selbst zu überlassen.

„Es steht manches über den Sombatjon in die Bücher,“ sagte er in singendem Ton. „Wer will alles wissen, was Gott weiß. Der Sombatjon is ein Fluß zwischen Zeit und Ewigkeit, er fließt zwischen Abend und Morgen, sein Rauschen is a Getöse von neunhundertneunundneunzig Wasserfällen, zwischen Felsen macht er

Gebrüll wie zehntausend Stiere, Staner wälzt er, so groß wie Häuser und Schlangen und Messer. Feuer schwimmt auf ihm, Schwefel und Blei spritzt er über die Ufer, Wächter von heißem Dampf stehen da, Riesen, die der Herr gemacht hat, bevor noch der erste Mensch war.“ Mendels Eriesäuglein begannen zu glimmen, zwischen den roten Rändern, an denen sich immer ein weißlicher Schleim absonderte, schwammen die feuchten Greisenaugen. Seine mit allen uralten Märcen vertraute innere Welt tat sich auf, wider seinen Willen malte er die großen, furchterregenden Bilder aus. „Der Sombatjon aber teilt die Jüdischheit in zwei Teile. Wir alle, alle Juden auf der ganzen Erden sind auf dieser Seiten vom Sombatjon. Aber drüben, hinter Wasser und Feuer und Gebrüll wohnen auch Juden. Die wohnen in der Nacht zusammen mit denen, von denen man nicht spricht, in Finsternis und Schmerzen. Und sie wissen von uns und sind voller Sehnsucht nach uns, mit uns zu sein, mit Brüdern und Schwestern, das brennt sie, mehr als alle Schmerzen und Leiden, denn Gott kümmert sich nicht um sie, er hat sie vergessen. Sie möchten zu uns herüber, aber da is der Sombatjon mit Feuer und Wasser und Gebrüll. Wer kann an den Wächtern vorbei und über den Fluß? Aber einmal

in der Woche, eine Viertelstund' vor dem Abendstern am Schabbes, da wird der Sombatjon mit amal still, hört auf zu brüllen, es schwimmt ka Feuer auf ihm, er fließt wie a gewöhnlicher Fluß zwischen den Ufern, die Wächter schlafen. Wer in dieser Viertelstund' über den Fluß kommt, der geht ein in unsere Jüdischheit, weint mit uns und lacht mit uns, wird geboren und stirbt. Daß er aber über den Sombatjon is gekommen, das steht ihm angeschrieben an die Haar. Weil er is gebrannt in Leid und Sehnsucht, weil er is gegangen durch Feuer zu uns, sind seine Haar wie Feuer, daran merkt mer, daß er is gekommen über den Sombatjon.“

Sittls Hände schmerzten, so fest waren sie zwischen die Knie gespannt gewesen, ihre Zöpfe zogen schwer nach hinten. Jetzt lächelte sie verzagt. Verdrießlich saß Mendel in seiner Ecke, das waren Geschichten für Erwachsene, das Mädchel machte ihm zu verwirrte Augen. „Geh jetzt schlafen, Sittl!“ sagte er.

Der kleine Fossil schlief längst im Winkel neben dem Sofa, wo er zuletzt seinen Hundestall gehabt hatte. Frau Leie nahm den Jungen auf und ging mit ihm in die Kammer, über den langen, dunkeln Gang, durch das Zimmer, in dem es nach den alten Kleidern roch, die an den Wänden hingen. Sittl folgte mit schweren

Füßen, in ihren Ohren war noch das grausige Rauschen des Sombatjon, seine Flammen zuckten in der Finsternis vor ihr her wie aus der Nacht niederstoßende Schlangen.

Plötzlich hörte Frau Leie einen gellenden Schrei hinter sich, sie ließ den kleinen Fessel aus den Armen gleiten und lief zurück, ihre Stirne stieß in der Dunkelheit an eine Kante. Da stand auch schon von der anderen Seite der alte Mendel da, mit der Lampe in der zitternden Hand, und die Weiber drängten hinter ihm.

Sitz lag auf dem Boden, der zerrissene Sepsich war um ihre Füße geschlungen.

„Sitz, mei Gold, was is geschehen?“ schrie Frau Leie, indem sie das Kind vom Boden hob.

Sitz wimmerte leise, alle standen um sie und wiegten die Köpfe vor Mitgefühl summend hin und her.

„Es hat mir einer mit der Hand ins Gesicht gegriffen,“ schluchzte das Kind.

„Das kommt von die Geschichten,“ brummte Mendel, erboft über seine Tochter, über die anderen Frauenzimmer und über sich selbst. „Bring sie jetzt ins Bett und bleib bei ihr, bis sie schläft.“

* * *

Aber dem Nest, auf dem Grasshügel, standen die Reste der alten Potočiburg.

Zwischen den ausgebrochenen Mauern, über den trümmerbedeckten Burghof hin, in den geborstenen Thürmen spielten die Kinder, die Judenkinder für sich und die Polenkinder für sich. Die Polenkinder verübten wildes Geschrei, rannten in den Wallgraben hinein und wieder heraus, kletterten auf die Wehrgänge, brachen Steine los und schleuderten sie in den Bach, der unten um den Burgberg seine Schleife machte. Bei den Judenkindern waren die kleineren von den größeren gesondert, nur die kleineren stießen hüpfend Steinchen vor sich her über die in den Rasen eingerichteten Felder oder wogen Sand in Wagen aus Bindfaden und Papier. Die älteren aber standen in kleinen Gruppen beisammen, wie sie es von den Alten gesehen hatten, und wirklich sahen sie in den langen Röcken und mit den unter den Hüten vorgekehrten Locken aus wie lächerliche vorzeitige Nachahmungen der Großen. Sie hatten die Hände hinten auf den Raftan gelegt, standen mit krummen Rücken und trugen ein gefetztes Wesen zur Schau. Sie gaben einander Rätsel auf, talmudisch verkniffene Rätsel, an denen sie ihre Spitzfindigkeit und die besondere Art von Logik übten, die sie in der Schule zu lernen begonnen hatten. Urälteste

Weisheit wurde geknetet, mit frühem Scharfsinn durchleuchtet, gespalten und in Späne zerkleinert.

Seide Borowiz hielt sich für sich allein. Er war gemieden von den Kleinen und nicht aufgenommen von den Großen. Er hochte auf einem Stein, daß die Schöße seines Raftans wie schäbige braunschwarze Lappen über das Gras gebreitet waren. Zwischen den roten, wulstigen Augenlidern, die mit kurzen, gelbroten Borsten besetzt waren, lagen die Augen wie schmale Glasscherben. Die Finger bohrten in den Löchern, die von der Zeit und dem Regen in den Stein gefressen waren; Moos war darinnen angesiedelt und unter dem Moos kleine, weißliche Schnecken, Und wenn eine von ihnen zwischen Seides Finger geriet, so begann er sie mit einem innigen Wohlgefühl zu wälzen und zu drücken, rieb und quetschte sie, bis ein kleines, feuchtes Schleimklümpchen aus ihr geworden war. Diese Schleimklümpchen legte er vor sich hin in die Sonne, die ihm über den Rücken schien, und er hatte schon ihrer eine ganze Versammlung zwischen den nach türkischer Art auf seinem Sitz gekreuzten Beinen liegen. .

Sein Geist aber hatte keine Ahnung davon, was seine Fingerspitzen taten. Der stand auf dem Gipfel des Berges Ararat, und ringsum brandeten die Wasser. Alles war erfossen, die

Weltgegenden waren auseinandergeschlagen, Tag und Nacht ineinandergelassen wie Milch und Kaffee, ein paar tote Löwen und Tiger wurden von den Wellen schaukelnd gehoben, blieben bisweilen zwischen den Felszacken hängen und wurden wieder weggespült. Man hörte manchmal die Trompeten der Engel, und dann donnerten die Räder, auf denen Gottes Thron durch die Himmel fährt, über den Fußboden der Ewigkeit dahin.

Horozana war hin und Schwolków und vielleicht auch Lemberg . . . gewiß, Lemberg auch, denn wenn die ganze Welt ertrunken war, warum sollte gerade Lemberg ausgenommen sein? Weil es die größte Stadt auf der Welt war? Wenn Gott wollte, so konnte er auch die größte Stadt von den Tafeln der Welt wegwerfen. Und was dort draußen auf dem Meer schwamm, der breite, schwarze Rücken, wie ein Haus, nein, wie zehn Häuser, das war der Leviathan. Er schnob wie hundert Lokomotiven, das Meer schäumte weiß und gelb vor ihm her, sein Schwanz lief in siebenhunderstiebenundstiebzig Quasten aus, von denen jede eine andere Farbe hatte, und den tauchte er ins Wasser und schüttelte ihn. Und dann flogen leuchtende Funken von ihm, ein Sternregen, wie Blütenflocken vom Baum.

Seide Borowitz fing die Funken auf, sie brannten gar nicht, waren weich anzufühlen und ließen sich zwischen den Fingern zu kleinen Kugeln zusammendrücken. „Seide Borowitz aus Schwolków!“ sagte eine Stimme, die kam aus dem Rüssel des Leviathan, den schob er jetzt geradeaus vor sich her über das Meer bis zum Berg Ararat. Ein langer, dünner Rüssel, der sich am Ende tulpenförmig aufstülpte, und so war es eigentlich gar kein Rüssel, sondern eine Trompete, und aus der blies es jetzt, stark und lieblich: „Seide Borowitz aus Schwolków!“ Das hielt so lange an, wie der Atem aus der Trompete ausströmte; wie aber der Atem eingezogen wurde, da entstand ein mächtiger Wirbelwind, der erfaßte den Seide wie eine Flut und riß ihn in das Trompetenrohr. In dem schoß Seide dahin, zwischen glatten Wänden, weich und angenehm von einem wohlriechenden Säuseln begleitet, und auf einmal war er in einem großen runden Zimmer angelangt. Es war wirklich ein rundes Zimmer, eine Kugel, und mitten darin, gerade im Mittelpunkte, schwebte ein Tisch in der Luft, an dem saßen drei Männer auf Sesseln, die gleichfalls in der Luft schwebten. Der eine der Männer sah aus wie der alte Mendel Briefbeschwer, die anderen kannte Seide nicht, aber es war anzunehmen, daß der mit dem

langen, weißen Bart Moses war, und der dritte mit dem Reifen um den Kopf und der Harfe über den Knien war vielleicht der König David.

„Mach die Thür auf!“ sagte Mendel Briefbeschwer. Da gewahrte Seide eine kleine Klappe neben sich im Rund der Zimmerwände und zog an einem Griff, und sofort ging die Klappe auf, und Seide sah den Burghof der Botockburg unter sich, so deutlich, als bestünde er sich wirklich selbst darauf.

Und er sah, wie der Fossel Baltuch, der der kleinste unter den größeren Jungen war, die Stirne in Falten zog, und hörte, wie er fragte: „Warum ist Israel einer Olive vergleichbar?“

Erul Isser Morgenstern schrie sofort aus dem Hausen: „Weil die Olive ihr Öl nur hergibt, wenn sie gepreßt wird, und so kehrt auch Israel nur durch Leiden und Unterdrückung auf den Weg Gottes zurück.“ Erul Isser kannte alle Fragen und Antworten des ganzen Salmud, aber damit war Fossel nicht zufrieden, er gab gern aus dem eigenen Köpfel dazu. Er sprang auf einem Bein und rief: „Und noch! Und noch!“

Ein feiner blauer Rauch stieg unter den Hüten der Buben hervor, das waren die Gedanken, die ihnen in den Schädeln qualmten und doch kein rechtes Feuer gaben.

„Und weil,“ schrie der kleine Jossel, „und weil die Olive auf einem Baum wächst, der is alt und häßlich und knorrig. Antam, was so a Olivenbaum is. Wer hat Freud' an einem Olivenbaum? Was geschieht, wenn a Olivenbaum kane Oliven mehr gibt? Der Gärtner kommt, haut ihn aus und werft ihn ins Feuer. So hätt' Gott schon lang die Menschheit ins Feuer geworfen, wenn die Jüdischheit nicht wär'. Denn Israel ist die Olive am Baum der Menschheit.“

„Seide,“ fragte der alte Mendel Briefbeschwer, „weißt du noch?“

„Und noch! Und noch!“ schrie Seide Boro-
witz durch seine Klappe hinab. „Ich weiß noch!“
Aber man hörte nicht auf ihn, denn plötzlich
war ein Gebrüll entstanden. Grul-Isser Morgen-
stern stürzte nach vorn, ein Stein hatte, ihn in
den Rücken getroffen, wie von einem Fauststoß
wurde er gegen Jossel Baltuch geschleudert.
Aren Stöckl griff sich ans Ohr und kreischte
auf, seine Finger waren blutig. Es furrte und
summte ihnen um die Köpfe, und als sie sich
umwandten, sahen sie die polnischen Buben in
zwei Haufen heranstürmen, einen von links,
den anderen von rechts, und es war ein Geheul
in dem alten Gemäuer, als wären die Türken
wiedergekommen und wollten noch einmal alles
umbringen wie damals.

Das hatte natürlich der Stanislaw Ledmanski wieder angestiftet, dessen Vater gestern zum drittenmal gepfändet worden war. „Man muß die Juden alle erschlagen,“ hatte er wutentbrannt versichert, „früher wird es nicht besser.“ Und als die polnischen Buben, in zwei Parteien geteilt, durch Raufen recht warm geworden waren, da war es dem Stanislaw eingefallen, daß nun die Juden schon lange keine Prügel mehr bekommen hätten und daß diese warme Osterfonne recht geeignet sei, eine kleine Schlacht zu bescheinen.

Die Judenkinder aber hatten erkannt, daß es hohe Zeit sei, wenn man noch unverbeult und unverbogen entkommen wollte, und sie waren nicht geneigt, die makkabäischen Helden zu spielen. Sie liefen, was sie laufen konnten, dem Tor zu und den Burgberg hinunter in die Hütten am Wasser. Wie eine Schar flügelahmer Dohlen strichen sie den Hang hinab, die Raftanschöbe flatterten, die kleineren Kinder stolperten, fielen hin, rafften sich auf und rannten brüllend weiter.

Als Sitl Baltuch, die ein wenig abseits von den übrigen, einen Grassalm zwischen den Zäunen, lässig und unzufrieden herumgestrichen war, ohne recht zu wissen, was sie sollte und wollte, zum Tor kam, fand sie es schon von

einer Horde polnischer Buben besetzt. Man bemerkte sie nicht, denn alle kehrten ihr den Rücken zu und warfen Steine hinter den Fliehenden her.

Es schien ihr geraten, umzukehren und einen anderen Weg in den Ort zu suchen. Sie erinnerte sich ungern der festen und harten Fäuste des Ledmanski, die sie schon einmal an den Döpsen gehalten hatten. Sie war ja schließlich damals mit einigen Büffen davongekommen, aber sollte sie sich wieder ins Gesicht fletschen lassen und dulden, daß er sein Taschenmesser über ihrem Kopf schwang und schrie, nun müsse er sie skalpieren?

Gewandt sprang sie hinter die Mauerreste eines Torturmes und rannte den verschütteten Graben entlang. Hinter den einstigen Stallgebäuden wußte sie eine kleine Bresche in der Wand, von der lief ein steiler, gestrüppumwuchertes Pfad zum Fluß hinunter. Ein Stein hüpfte über den Schutthang zu ihrer Rechten. Sie sah auf, ein Bauernjunge stand oben, im ausgebrochenen Tor des alten Hauptgebäudes. Seine Hand wies auf sie, er schrie: „Dort lauft einel“ Und dann sprang er mit seinen schweren Stiefeln ins Geröll, das sogleich mit ganzen Feldern ins Riefeln kam und seine Säge beschleunigte. Wie Kugeln pfffen ihr die

kleinsten Steinchen um den Kopf, in schweren Klumpen polterte es neben ihr nieder.

Nun galt es dem Feind zuzukommen, sie setzte über die Mauertrümmer, die den Graben erfüllten, drängte sich durch die Haselnußstauden, gehetzt von dem Geschrei, das aus allen Nischen, aus den zusammengebrochenen Schwibbogen, aus den Ecken und sogar aus den spitzen Fenstern der Kapelle schwall. Jeder Stein hatte plötzlich eine Stimme voll Hohn und Haß und Wut, die Ranken, sonst vertrauliche und zutunliche Schmeichler, schlugen plötzlich mit Weitschenhieben nach ihr und rissen ihr, indem sie die Freundschaftsmaske abwarfen, mit bösen Dornen Fehden aus dem Kleid. Die ganze Welt hatte mit einem Mal ein wildes und fanatisches Feindesgesicht, lachte und johlte um sie und hinter ihr her und trieb sie wie ein Tier zu immer hastigerem Rennen. Es war, als habe sich die alte Polenburg heute empört, als wolle sie das Judenblut nicht länger beherbergen und helfe seinen Feinden mit den Geistern aller ihrer tot und wesenlos erachteten Dinge.

Sitl wollte im dritten Burghof hinter dem Brunnen vorbei um die Wand der alten Gefindeküche schlüpfen, da hörte sie Stimmen vor sich. Jemand piff gellend auf zwei Fingern, sogleich nahm das alte Gemäuer den Piff auf

und dehnte ihn hallend in die Länge, so daß es ihr war, als werde er zu einem Ring auseinandergezogen, von dem sie unentrinnbar eingeschlossen war.

Sie lief angstvoll im Kreis, das ganze wüste Mauerwerk pfliff und lachte, plötzlich fiel ihr ein, eine Maus hatte sie so rennen gesehen, die zu Haus in die Falle geraten war. So war das Vieh im Drahtkäfig herumgerast, ehe man es in den Wasserbottich gesenkt hatte. Vor ihr schrien die Buben „Husch, husch!“ und schlugen lachend mit Stöcken ins Wuchergestrüpp, wie bei einer Treibjagd auf Hasen. Hinter ihr kamen zwei oder drei Jungen auf ihrer Spur daher. Links gab es nur flache Schutthausen, hinter denen kein Verbergen war, rechts ging eine Mauer der Hochburg aus schwerem Felsgezack seltsam glatt und unzugänglich in schwindelnde Höhe.

Plötzlich kam ein Arm aus wirrem, grünem Astwerk hervor, das zu ihrer Seite aus dem Graben quoll. Eine Hand faßte die ihre, willenlos folgte sie einem Zug ins Gestrüpp. Ranken schlugen über ihr zusammen, waren auf einmal wieder freundlich gesinnt und taten, als ob sie Gift niemals verraten hätten. Eine Bechnase reckte sich irgendwo oben aus kahler Wand, darunter war ein schmaler Schlitze im Mauer-

werk, feuchtes Dunkel erschloß er nach grüner Dämmerung. Sappend trat Sitl ein, wurde fortgezogen, kühl strich die Luft an ihren erhitzten Wangen hin. Dann stolperte sie verfallene Stiegen empor, zuerst sehr im Finstern, dann dem Licht entgegen. Durch ein Loch in der dicken Mauer krochen sie in eine Art Ausbau, nicht größer, als daß sie neben ihrem Ketter Platz hatte. Im Boden war ein viereckiges Loch, und eine Schießscharte war in die eine Wand geschnitten, und so mochten sie vielleicht in der Bechnase sein, die sie vorhin über sich gesehen hatte.

Durch den Ausschnitt im Boden sah man in den Graben, und das war lustig anzuschauen, wie die Buben unten durcheinanderrannten und mit den Stöcken in die Büsche schlugen.

Sitl lachte ein leises, glucksendes Lachen. Neben ihr meckerte jemand stoßweise. Da sah sich das Mädchel nach dem Gefährten um. Es war Seide Borowitz. Er hatte die Schultern in die Höhe gezogen, die großen, gelben Zähne lagen bloß, schmal glitzerten die Augen zwischen den borstenbestandenen, roten Geschwülsten der Lider. Das Froschmaul war auseinandergezerrt, ab und zu stieß die Spitze einer blauroten Zunge zwischen den gelben Zähnen vor. Das ganze schmalbrüstige Scheusälchen wurde wie

von einem Krampfe erschüttert, und der beutelte dieses stoßweise Lachen aus ihm heraus.

Seine Hand lag noch um Sitls Armgelenk, und kaum hatte sie dem Jungen ins Gesicht gesehen, da fühlte sie die feuchte Berührung ihrer Haut. Wie ein nasser Fehen lag diese widerwärtige Flosse um ihren Arm. Etel wandelte plötzlich ihr ganzes Gefühl von Dankbarkeit in Empörung. Und weil sich Etel irgendwo in den Tiefen ihres Gemütes wegen dieser plötzlichen Verkehrung selbst Vorwürfe machte, wurde sie gegen Seide nur noch unwilliger; denn er war die Ursache, daß man um den Genuß der Freude kam, gerettet zu sein und den Feind überlistet zu haben und für alles das von Herzen dankbar sein zu können.

„Laß mich aus,“ sagte sie und entriß ihm ihren Arm.

Er hatte noch immer nicht zu lachen aufgehört, noch immer stieß er in krampfhaften Rucken sein Gemecker aus, als ob er dessen einen großen Vorrat in sich aufgespeichert hätte, den er bei diesem Anlaß entladen müßte.

„Warum lachst du noch?“ fragte Etel zornig. „Was gibt's da noch zu lachen?“

Er hörte sofort zu lachen auf, schluckte und zog dann ein großes, rotes Taschentuch hervor, das vom häufigen Gebrauch in knistrige Falten

zusammengekrümmt war. Umständlich begann er die Nase zu putzen. In Sitl stiegen Abelkeiten auf, ihre Blutarmut machte sie empfindlich gegen alle schlimmen Magenreize. Strömte nicht eine Art Fischgeruch oder Leimgeruch von ihm aus, ein Gestank verwesender Wasser, in denen Frotschlauch schwimmt und allerhand scheußlich schleimiges Getier?

„Jetzt gehe ich,“ sagte sie, indem sie vermied, ihn anzusehen. Sie bückte sich und trachtete an Seide vorbei das Eingangslöcher zu gewinnen. Aber er stopfte seinen Leib rasch in die Öffnung und faßte wieder ihren Arm. Mit Grauen sah sie, wie seine Flossen quatschig um ihre Haut zusammenschlugen.

„Jetzt kennst du noch nicht gehen! Se fennen noch nicht fort!“ sagte er.

Die rote, quatschige Hand, die um Sitls Armgelenk ihre Finger geschlungen hatte, war mit braunen Flecken von der Größe eines Guldenstücks gemustert, die zackig gerändert und dicht mit dünnen, weißlichen Haaren bestanden waren. In einer wilden Angst, daß von einer Berührung dieser Hände Ausfaß und fressende Geschwüre zurückbleiben müßten, stieß Sitl Seide vor die Brust und riß ihre Hand wie ein lang vermisstes Eigentum an sich.

„Ich geh' . . .!“ schrie sie ganz laut, ohne

darauf zu achten, daß die Feinde noch in der Nähe sein konnten, „und überhaupt, was hast du immer hinter mir her zu sein, was . . .?“

Seide hochte in der Öffnung mit einem überaus kläglichen Gesicht. Seine langen Arme hatte er vor sich auf den Boden gestemmt, sein Mund schnappte auf und zu wie der eines Karpfens im Fischbottich. Wie ein Klumpen Lehm verstopfte er den Weg, Sil wurde ganz sinnlos vor Angst. Es brach wie ein eiskalter Windhauch über sie herein: allein, allein mit diesem Ungetüm . . . es dröhnte dumpf in ihrem Hirn, das Bewußtsein war mit Trübheit verschleiert, alles schien mit Getöse an ihr vorbei in einen Abgrund zu stürzen. Schwindel drehte sie herum, sie fühlte sich dem Erbrechen nahe . . . nur fort, nur fort, diesen Molch nicht mehr sehen müssen! Ein Wort stieg in ihr auf, ein Bannwort, schwer wie ein Stein . . . wie war es doch, ihre Rippen mühten sich gelähmt, es zu bilden. Es widerstrebte noch, plötzlich aber glitt es hervor, war da . . .

„Silgel!“ schrie sie, „laß mich fort, du Silgel . . . Silgel!“

Und sie packte ihn mit beiden Händen an den Schultern, stieß ihn wie einen Klotz zur Seite, er rollte in die Ecke, und durch die freigewordene Öffnung glitt das Mädchen in das Mauerwerk davon.

* * *

Einmal, an einem Jahrmarktstag in Schwol-
ków, war der alte Wolf Meier aus Horozanka
mit zwei Rälbern angefahren gekommen. Vorn
saß er mit seinem Sohne, dem, der in Lemberg
auf Techniker studierte, hinten im Korb lagen
die zwei Rälber mit zusammengebundenen
Beinen und über den Korbrand hängenden
Röpfen; und außer Mensch und Vieh hatte der
Wagen noch zwei Fahrgäste, die sahen unecht-
bar neben Wolf Meier und hießen Wehmut
und Stolz, von denen war die eine auf die
Rälber, der andere auf den Sohn bezogen, und
untereinander standen sie in engster ursächlicher
Verknüpfung.

Wenn Wolf Meier den Kopf halb über die
Schulter wandte und sah, wie die Rälber die
Augen zu dem gewissen Blick verdrehten und
wie ihnen die Zungen seitlich aus den feuchten
Mäulern hingen, so wollte ihm die Wehmut
schwerer und gewichtiger erscheinen als der
Stolz, der ihr entgegenarbeitete. Wenn er aber
dann wieder seine Augen an dem schmucken
Jüngel erfreute, wie das so selbstverständlich
und sicher neben ihm saß und sich offenbar durch
nichts in der Welt einschüchtern ließ, da ging
ihm das Herz immer wieder auf, die Wehmut
war wie weggeblasen, und der Stolz segelte wie
ein großer Ballon, der bis zum Bersten auf-

gebläht ist, über alle Niederungen des Lebens hinweg. In der Gondel sah Wolf Meier, schaute auf die anderen Leut' hinunter und sagte sich: Was liegt an ein paar Rälbern, wenn der Richard nur ein Licht wird. Und das wird er!

Mit dem Jahrmarkt in Schwolków verhielt es sich so. Zuerst kam man an, und da war das allernächste, daß man den Wagen in der Langen Gasse beim Goldberg einstellte. Auf dem Hof waren an die fünfzig Wägelchen ineinandergekeilt, die Pferde hatten die Futterfäcke um die Ohren hängen und waren so ins Haserkauen versenkt, daß sie von der ganzen Welt nichts hörten und nichts sahen. In der Stube war alles schwarz vor Raftanen, und es war nur ein Glück, daß Menschen weniger umständlich und weitläufig gebaut sind als Korbwagen, sonst hätten sie eines noch größeren Raumes bedurft als die Fuhrwerke draußen. Sami Goldberg hatte an Jahrmarktstagen ein reines Hemd an und eine grüne Schürze umhängen und schrie den ganzen Tag mit seiner Frau herum. Man hätte meinen können, der Zankteufel sei der Herr im Haus, aber Surcze machte sich nicht das geringste aus dem Geschrei und Gefuchtel ihres Gatten, denn sie wußte ganz genau, es war nur der Strubel und Tumult des Markttagcs und das Geschwirr der vielen Men-

ſchen, das ſich Sami ſo auf die Nerben legte. Und wenn die Gäſte abgefahren waren und der Hof leer ſtand, dann floß das Leben wieder in allerſanfteſter Verträglichkeit dahin.

Nachdem man alle Bekannten begrüßt hatte, ging man an die Geſchäfte. Man ließ ſich Zeit, in Kauf und Verkauf alles ordentlich auszuhandeln, und wenn eine Sache nicht gleich beim erſten Ruck zu einem gedeihlichen Ende kam, ſo ließ man ſie raſten und kehrte nach ein paar Stunden wieder zu ihr zurück. Ein Geſchäft, das noch um neun Uhr morgens nach nichts ausſah, konnte um vier Uhr nachmittags vollkommen reif und abſchlußfertig ſein. Um dieſe Zeit war man gern ſo weit, daß man an andere Dinge gehen konnte. Je nach dem Grad der Zufriedenheit mit dem Verlauf des Tages erſtand man dann ein Mehr oder Weniger an nützlichen oder lieblichen Gegenſtänden, Nothwendiges für den Haushalt und die Familie, und wenn die Geſchäfte etwa gar ausbündig gut geglückt waren, auch ein bißchen Ueberflüßiges, an dem man ſich freuen konnte.

Zulezt kamen die Beſuche bei den Schwolköwer Freunden und Bekannten. Die ließen einen dann meiſt erſt in den Abendſtunden fort; und wenn der letzte rote Sonnenschein verglommen war und die Sterne über den ſchwarzen

Wäldern standen, begannen die Wägelchen auf den Straßen dahinzurollen, strebten nach allen Seiten auseinander, der für einen Tag geschlungene Knäuel löste sich auf, und Sami Goldberg band die grüne Schürze ab, sank auf die Ofenbank und fing an, im stillen den Verdienst zu überschlagen.

Wolf Meier hatte seine Kälber an den Fleischhacker von Soustobaby um einen angemessenen Preis verkauft, war bei Briefbeschwer gewesen, um ihm die Zinsen zu bringen und stand nun bei Borowitz im Laden. Frau Scheindl hatte das Krämlin voll Kunden und verbielfältigte sich hinter dem Ladentisch. Brane Elling, die für diesen Tag von Briefbeschwer ausgeborgt worden war, wußte vom zehnten nicht Ort und nicht Preis, mußte jeden Augenblick fragen kommen und stand eigentlich mehr im Wege herum, als daß sie eine Hilfe gewesen wäre. Die Kunden aber waren geduldig und drängten nicht, sie mangelten und nörgelten auch an Waren und Preisen nicht allzusehr herum. Denn seit man erfahren hatte, daß der reiche Schugmann, Frau Scheindls Vater, insolge des Verlustes bei Isidor Morgenschweiß als beinahe armer Mann gestorben war, gab es ein stillschweigendes Abereinkommen, die brave Frau verdienen zu lassen.

Nachdem sich Wolf Meier alle seine Pakete aufgeladen hatte, ging er in den Hof hinaus. Vor dem Holzschuppen stand ein junger Weichselbaum, und vor dem Weichselbaum stand Fischl Borowitz und war in den Anblick der Zweige und Blätter versunken.

Gott mochte wissen, welche hohen Gedanken er an diese Betrachtung knüpfte und welche Erleuchtung ihm eingegeben war, wenn er solche Dinge ansah, bei denen sich ein anderer nichts dachte, als daß sie da waren und tausend anderen ihrer Art vollkommen glichen. Wolf Meier stand eine Weile hinter dem weisen Mann, indem er ehrfürchtig bedacht war, ihn nicht in seinem andächtigen Sinnen zu stören. Wer mit Gott spricht, den soll man nicht mit Steinen werfen. Richard aber fand die Versunkenheit des Gelehrten und dieses stumme Verweilen hinter seinem Rücken auf die Dauer langweilig und hustete ihn aus seinem Sinnen.

Fischl Borowitz kehrte sich um, sah die Besucher eine Weile weltfremd und erdentrückt an. Dann saßen seine Augen das Bild endlich, und freundlich lächelnd begrüßte er sie. „Der Wolf Meier . . . ja, ja, der Wolf Meier,“ sagte er, „aus Horozanka. Heute ist Jahrmärktstag, ja, ja, Jahrmärktstag.“

Und er reichte den Gästen seine schmale,

weiche, von keiner Arbeit verunstaltete Hand. „Und das ist mein Sohn,“ sagte Wolf Meier, ganz rot vor Aufregung, „was in Lemberg studiert.“

„Was in Lemberg studiert . . . so, so . . . studiert! In Lemberg!“ Der Blick des Gelehrten, der auf Richard lag und ihn auf und nieder strich, wurde zusehends härter und ernster. „Man sieht's ihm an, daß er in Lemberg studiert. Er hat sich auch schon danach angezogen die Kleider.“

Ja, weiß Gott, so war es, Richard Meier stak in einem Stadttanzug aus irgend einem mit großen Quadraten gemusterten Stoff. Der Grund war von einem sommerlichen Lichtgrau, die Quadrate gitterten es mit dunkeln Linien, und wenn man auch nicht sagen konnte, daß dieser Anzug seinem Träger wie angegossen saß und seinen Körperlinien mit vornehmem Schwung folgte, so unterschied er sich doch von Raftan und Schraubenzieherhosen wie das Abendland vom Morgenland. Ja, wahrhaftig, der Raftan lag weit vom Weg dieses jungen Mannes, und auch die Ringellöckchen waren abgetan und der bis über die Ohren aufgetriebene Hut. Das war alles weg, und dafür stand ein weißer Herrenkragen zwei Finger breit über den Rockkragen vor, eine violette Krawatte schlang sich

vorn zu einem Knoten. Und ein schwarzes, kurzes Schnurrbärtchen strich kühn zwischen Nase und Oberlippe hin.

Und Richard Meier war entschlossen, diese Errungenschaften zu verteidigen. „Ich kann auf der Realschul nicht im Raftan herumlaufen,“ sagte er trotzig und ganz ohne Ehrfurcht vor dem weisen Mann. „Die lachen einen hinaus bei der Stadt.“

„Es gibt in Lemberg viele fromme Juden, die schämen sich nicht sich zu kleiden wie unsere Väter und Großväter. Und wenn die Sojim lachen, so laß sie lachen. Heißt es nicht, die beleidigt werden und nicht wieder beleidigen, die sich lassen beschämen und nicht antworten, von denen wird man sagen: Gottes Freunde werden strahlen wie die Morgen Sonne.“ Alles Wohlwollen war aus seinem Gesicht gewichen.

Angstlich stieg Wolf Meier von einem Fuß auf den anderen. Den ganzen Tag hatte er Lob und Bewunderung geerntet, die genauesten Freunde hatten an Richards Kleidung keinen Anstoß genommen, nun, da sein Stolz von dem gelehrtesten Mann der Gemeinde gekränkt werden sollte, glitt Erübung über den Glanz des Tages. Er wagte zur Rettung seines gekränkten Gefühls viel, er wagte einen Widerspruch. „Es kommt nicht an auf die Kleider, es kommt an

auf den Geist. Er hat den Geist, und er soll werden ein gelehrter Mann. Und es heißt: die Beschäftigung mit der Wissenschaft ist mehr als Opfer, und heißt weiter: selbst ein Heide, der sich beschäftigt mit Wissenschaft, ist gleichzuachten dem Hohenpriester.“

Borowiz nickte, aber sein Gesicht blieb abweisend und herb. „So heißt es, aber Wissenschaft und Wissenschaft ist zweierlei. Ohne Weisheit keine Gottesfurcht, ohne Gottesfurcht keine Weisheit. Wissenschaft, die nicht beruht in Gott und geht zu ihm zurück, ist ein leerer Scherben. Wissenschaft kann sein ein Balsam des Lebens, wenn sie in edler Absicht wird ausgeübt, und Wissenschaft kann sein ein fressendes Gift, wenn sie ergriffen wird in unedler Absicht. Was will dein Sohn mit seiner Wissenschaft betreiben, Wolf Meier? Will er mit ihr näher zu Gott? Nein, er will lernen rechnen und Land vermessen und Brücken bauen oder Häuser. Ich sage dir, wehe den Gelehrten die nicht tugendhaft sind. Wehe dem, der keine Wohnung hat und baut sich ein Portal.“

Wolf Meier senkte den Kopf, und indessen reckte sich Borowiz über ihn empor, wuchs in den Schultern, ragte in Prophetengröße.

„Ich habe einen Sohn,“ sagte der weise Mann, „er hat den Kopf zum Studieren. Mehr als viele

andere. Aber ich will nicht, daß er mir auszieht den Raftan. Auf den Geist kommt's an, sagst du Wolf Meier? Ich sage dir, wenn einer abtrünnig will werden, so schämt er sich zuerst, daß er so aussieht wie wir. Dann nimmt er an einen anderen Namen. Der Geist? Der Geist? Seh' ich doch den Geist, der da hervorkommt. Die Wissenschaft ist wie das Wasser, denn so wie das Wasser abwärts fließt und vermeidet alle hohen Stellen und Berge, so kann die Wissenschaft auch nur gedeihen bei bescheidenen Menschen. Schau dich an, Wolf Meier, und schau an deinen Sohn. Was siehst du da? Einen Vater, der bepackt ist wie ein Esel, der zur Mühle geht, und einen Sohn, der nebenherläuft und schlenkert mit die Händ'."

Die Pakete, mit denen Wolf Meier beladen war, wurden plötzlich noch einmal so schwer. Er brummte eine Lüge, daß der Junge ja die Last habe tragen wollen, aber daß er selbst . . .

„Und dann nimmst du auf dich Schulden,“ fuhr Borowig fort, ohne ihn anzuhören, „ich weiß, du nimmst Schulden auf dich, mehr als du kannst zahlen. Ich weiß, du hast heute wieder dein Haus oder deinen Stall ausgeleert, daß du dir helfst für a paar Monat weiter.“

Fischl Borowig war bei Gott ein großer und gelehrter Mann und sah auf den Grund aller

Dinge. Hieß Richard etwa so, wie er sich nannte? Verleugnete er nicht seinen Namen Moische David, um sich besser unter die Christen stellen zu können? Und drückten etwa die Zinsen bei Mendel Briesbeschwer und anderen daheim nicht das Dach ein? Heulten sie nicht wie Wölfe um den Jaun? Mendel Briesbeschwer würde Wolf Meier nicht zerreißen, aber es waren nicht alle so wie Mendel Briesbeschwer. Und hatte Wolf Meier nicht heute wirklich den Stall ausleeren müssen und die beiden Kälber, denen zugedacht gewesen war, brave Rüche zu werden, dem Fleischhacker von Soustobaby ausgeliefert? Und trug er nicht etwa wirklich alle Bündel und Päckchen, die ihm Scheindl aufgeladen hatte, ganz allein, ohne daß es dem Jungen einfiel, zu helfen?

Und da war Wolf Meier wirklich im Begriffe zornig zu werden und alles hinzuwerfen; aber wie er so seinen Sohn ansah, der mit einem kühnen und freien Gesicht dastand und sich nicht das mindeste aus den strafenden Worten des weisen Borowig zu machen schien — die Hände hatte er in die Rocktaschen gesteckt, und der kleine schwarze Schnurrbart saß so ganz genau zwischen Nase und Oberlippe — da gefiel er ihm neuerdings so gut, daß er nicht imstande war, von ihm wegzutreten und ihn etwa

den richtenden Worten des Gelehrten ohne Beistand zu überlassen. „Es wird sich weisen,“ murmelte er, „er wird mir die Zinsen hereinbringen samt dem Kapital.“

Aber Fischl Borowiz war mitten drin im Talmud und pflückte mit Genuß alle Sprüche, die ihm hierher zu gehören schienen: „Sieh zu, was die Frucht seiner Wissenschaft wird sein. Ob es so sein wird, wie Raba sagt, daß Frömmigkeit und gute Werke sind die Frucht der Weisheit. Die wahre Wissenschaft besteht darin, daß man weiß, daß man nichts weiß. Hast du gehört, wie sich das Wissen verhält zur Tugend? Wer das Wissen höher stellt als die Tugend, der gleicht einem Baum mit vielen Zweigen und wenig Wurzeln. Es kommt ein Sturm, und er liegt am Boden. Wer aber —“

Ein wüßtes Geschrei fuhr in die Lehrhaftigkeit des weisen Mannes. Aus dem Haus hervor, über die vier Stufen zum Hof taumelte Seide Borowiz. Er zuckte und zappelte, als hinge er in der Faust eines übergewaltigen Unsichtbaren, der ihn wie einen jungen Hasen schüttelte. Er schien wahrhaftig geschleift zu werden, die Beine zog er wie gelähmt hinter sich her, sie knickten beständig ein, während der Oberkörper von Krämpfen ruckweise vorwärts geschleift wurde. Mit den Händen schlug er

um sich, die gespreizten Finger krallten in die Luft, und dabei brach aus dem willenlos fortgerissenen Körper ein unmenschliches Geschrei. Von dem weit offenstehenden Munde lief der Schaum in großen Flocken, er schien nichts zu sehen, rannte gegen die Leiter, die an die Lücke des Heubodens gelehnt war, gegen eine Wagenweiche, gegen den Hackstock . . .

Fischl Borowitz machte dem Saumelnden drei Schritte entgegen. „Seide,“ sagte er mit starker Stimme, „was willst du?“

Stöhnend brach der Angerufene in die Knie, der Kopf sank ihm zur Seite, die langen Arme stützte er vor sich auf den Boden. Man sah jetzt, daß die roten Liderwülste über den Augen geschlossen waren.

Wolf Meier betrachtete den Zusammengebrochenen mit bebendem Mitleid und dachte, daß die Besessenen der alten Zeiten auch nicht anders hätten aussehen können.

„Seide,“ rief der Vater noch einmal, „was willst du?“

Das Stöhnen wurde ein Segurgel, aus der Tiefe des Rachens drangen Laute, stolpernd, fauchend und zischend, sie rangen miteinander, gewannen endlich Sinn und Verständlichkeit.

„Der Late . . . der Late soll Geld geben.“

„Was für Geld?“

„Alles Geld was im Haus is . . . geschwind, alles Geld.“

„Was brauchst du das Geld?“

„A Los . . . Los kaufen.“

„Seide, wozu willst du a Los kaufen?“ fragte Borowig streng.

Stöhnen und Röcheln füllten wieder Brust und Mund des Jungen. Zwischen den Augenlidern und aus der Nase drang Blut hervor, und Wolf Meier meinte bei sich, es wäre jetzt eher an der Zeit, den Kranken ins Bett zu bringen und den Arzt zu holen, als ein Verhör mit ihm anzustellen. Wieder rangen sich Laute empor, und zwischen Blasen, Fauchen und Zischen quollen Worte aus dem Schlund Seides.

„Der Großvater hat gesagt, ich soll das Los kaufen.“

„Der Großvater? Was für a Großvater?“

„Der Großvater Sideon . . . er hat mir gesagt die Nummer, zu gewinnen das Los.“

Das war der Großvater Sideon Schußmann, der längst gestorben war. Der junge Mensch sprach im Fieber, er gehörte ins Bett, sollte einen warmen Tee bekommen und schwitzen, das wäre das richtige gewesen. Wie konnte er nur auf solche Dinge kommen? Gespannt sah Wolf Meier dem Vater des Kranken ins Gesicht, das stand aber in so unergründlicher Starrnis, daß

daraus nichts abzulesen war. Und dann sagte Fischl Borowitz, nach einer langen Pause sagte er etwas, was Wolf Meier am wenigsten erwartet hatte.

Er sagte: „So geh zur Mamma und laß dir alles Geld geben . . . soviel du brauchst.“

Als sei Seide Borowitz dadurch erleichtert und erlöst, hörte er auf zu stöhnen und röcheln, man fühlte beinahe mit, wie die Brandung von Schleim in seiner Brust zurückank. Die Augenlider öffneten sich, er schob den Kopf auf seinen Schultern aus der krampfhaften Verdrehung zurecht, dann stützte er sich auf den Hackstock und hob sich empor. Noch stand er eine Weile schlotternd und schwankend, aber es dauerte gar nicht lange, so konnte er die Füße setzen, nicht wie vorhin, sondern aus eigenem Antrieb und nach eigenem Belieben.

Ein wenig taumelnd schob er sich über den Hof und durch die Hintertür in den Laden, wo Frau Scheindl eben ihre letzten Kunden bediente.

Fischl Borowitz aber schien vergessen zu haben, daß seine Gäste noch da waren. Er stand wieder vor dem Weichselbaum und starrte in seine Zweige, als sei in ihrem Gewirr eine alte Rätselschrift enthalten. Zwischen den Blättern hing die Abendröte, eine christliche Glocke sang

von irgendwo ihren metallenen Segensspruch, man hörte aus den Sümpfen am Fluß und von den Teichen herüber den sommerlichen Chor der Frösche. Zugleich erhob sich ein leises und fernes Geräusch wie Räderrollen, das waren die Wagen der Bauern und Juden, die auf allen Straßen davonsuhren, ein vergnügtes und gutgelauntes Knarren, das einen bedeutamen Tag beschloß.

Nachdem Wolf Meier längere Zeit den schmalen, vornübergebeugten Rücken des alten Borowitz betrachtet hatte, sah er ein, daß ihm weiter keine Betrachtung und Anrede mehr gegönnt sei und verließ mit Richard den Hof.

Sie holten den Wagen bei Sami Goldberg aus dem letzten Rest verspäteter Gefährte, verstaute die Pakete und Ballen auf dem Platz der Kälber hinten im Korb, saßen auf und fuhren die Lange Gasse hinunter. Als sie beim Bethaus um die Ecke in die Straße nach Horozanka einbogen, kam es ihnen vor, als sähen sie Seide Borowitz mit flatternden Rockschößchen an den Häusern hinlaufen. Bisher hatte keiner von ihnen ein Wort über die Vorgänge in seines Vaters Haus gesprochen. Richard hütete sich daran zu rühren, denn es war ja immerhin möglich, daß von den talmudischen Weisheiten irgend ein Stachel in seinem Vater zurückge-

blieben wäre. Nun aber wollte er endlich Gewißheit haben, er deutete hinter der Gestalt her, in der er Seide Borowitz erkannt zu haben glaubte: „Ist er das nicht? Schrecklich . . . von so einer Krankheit geschlagen.“

Wolf Meier antwortete nicht gleich. Er schaute verstohlen auf den jungen, frischen Menschen, der da in seinem Lemberger Anzug neben ihm saß und dem der letzte gelbe Schein des Tages so voll Liebe und Behagen auf dem Gesicht lag. Dann sagte er, indem er dem struppigen Pferdchen mit der Peitsche die Flanken kitzelte: „Das gilt auch für den Gerechten und Weisen. Is kaner ausgenommen. Wer in die Höh' spuckt, dem fällt der Speichel ins Gesicht. Es is schon so, daß jeder sein Binkel hat.“

* * *

Es war immerhin merkwürdig, daß jenes Los, das Seide Borowitz noch am Abend des Markttages im schon verschlossenen Laden des Rosenzweig holte, indem er es dem ungehaltenen Verkäufer fast mit Gewalt aus den Händen riß, daß jenes Los schon am nächsten Tag mit einem bedeutenden Treffer gezogen wurde.

Es waren ganze zehntausend Gulden, aber

als die Nachricht davon nach Horozanka kam, hatte sich jeder Gulden schon verdoppelt, und in Lemberg waren es schon hunderttausend Gulden geworden, so daß Richard Meier ganz blaß wurde.

„So einen Großvater möcht' ich auch haben,“ sagte er höhniſch zu Siegfried Rußbaum, der aus Bodhajce war und Seide Borowik nach den umlaufenden Geſchichten kannte.

„Was wird der Narr anfangen mit dem vielen Geld?“ fragte Siegfried Rußbaum, und ſeine Hände zitterten über das Phyiſikbuch hin.

„Meine Sorg'!“ Richard zuckte die Achſeln und ſah ſchon wieder ganz gleichmütig aus. Es war aber immerhin eine Beruhigung, als Wolf Meier ſchrieb, es ſeien nicht hunderttausend, ſondern nur zwanzigtauſend Gulden geweſen. Und als auch dieſe durch Sitl Baltuchs nächſten Brief auf die richtige Summe entzweidividiert worden waren, blies Richard die Backen auf, als hätte ihm dieſes Ereignis niemals beſondere Herzbellemungen verurſacht.

Für Schwolków aber, wo nicht viele Menſchen ſo weitgeſpannte Pläne hatten und mit ſo vielſtelligen künftigen Zahlen wirtſchafteten wie Richard, blieben die zehntauſend Gulden eine ungeheure Summe. Wenn Seide Borowik auf der Gaſſe ging, drehen ſich die Männer nach

ihm um, blieben stehen und schüttelten die Köpfe. „Da geht Seide Borowiz, dem Sideon Schuzmann das Los angesagt hat,“ sprachen sie einer zum anderen, als ob sie es nicht oft genug wiederholen könnten. Die Frauen aber, so gut sie auch verstanden, daß es sich hier um eine große und absonderliche Sache handle, blieben doch in anderer Hinsicht unbestechlich. Sie fanden Seide Borowiz darum nicht schöner, und welche von ihnen gegneten Leibes war, beeilte sich, rasch um die nächste Ecke zu kommen, wenn sie seiner von weitem ansichtig wurde, damit die Frucht durch den Anblick seiner Scheußlichkeit keinen Schaden nehme.

Von den Männern aber kamen viele in Seides Waterhaus, um Genaueres über die geheimnisvolle Verkündigung zu erfahren, und sie taten freundlich mit dem Jungen, in der beiläufigen Hoffnung, es könnte ihm vielleicht auch einmal für andere ein Wink gegeben werden. Sogar der Rabbi hielt die Angelegenheit für wichtig genug, um im Haus des Borowiz vorzusprechen und sich nach dem eigentlichen Verlauf jener Begebenheit und nach ihren näheren Umständen zu erkundigen. Und das wollte viel sagen, denn der Rabbi war sonst auf Fischl Borowiz nicht eben gut zu sprechen, weil die Gemeinde fast durchwegs darin über-

einstimmte, daß dieser als weit gelehrter anzusehen sei als der Rabbi selbst.

Wenn aber Seide solcherart befragt wurde, da benahm er sich wie eines jener Weichtiere, die man nur am äußersten Ende ihrer Fühlfäden zu berühren braucht, um sie sogleich zusammenfahren und in sich zusammenkriechen zu sehen. Er zog sich molluskenhaft in irgend eine Ecke, hockte dort mit allen Anzeichen innerer Angst und Verstörtheit und tat, als höre und sehe er den Frager nicht. Drang man aber weiter in ihn, so konnte er ganz bössartig und tückisch ausschauen und warf so viel Haß von sich aus, daß man sich vor ihm fürchten mußte. Wandte man sich dann betroffen von ihm ab, so wischte er rasch bei der Thür hinaus.

Sein Vater ließ die Besucher gewähren und ließ Seide gewähren, hielt die einen mit keinem Wort von Fragen zurück und forderte den anderen niemals zum Antworten auf.

So hielt Seide Borowiz ganz Schwolków lange Zeit in Atem, und die gescheitesten Leute zerbrachen sich den Kopf über ihn.

Das Seltsamste aber äußerte eines Abends der alte Mendel Briesbeschwer. Er sagte kopfschüttelnd: „Es muß doch so sein, er muß haben hinter die Thür geschaut. Haben wir ihn nicht

zurückgeholt, da er schon drüben war? Wunder, wenn er hat mitgebracht, was drüben zu sehen ist.“

Frau Leies gesundem Verstand, der dem Diesseitigen vor allem Jenseitigen ohne Zögern den Vorzug gab, war es wichtiger, was aus den zehntausend Gulden geworden war. Mit denen aber stand es so, daß man hörte, Fisch Borowig habe sie ganz und gar Seide überlassen. Er habe, sagte man, Frau Scheindl streng verboten, das Geld, wie sie es wohl gerne gemocht hätte, in das Geschäft zu nehmen, und so lag es nun irgendwo auf Zinsen unter dem Namen Seide Borowig und als sein unantastbares Eigentum.

Darüber gab es freilich mißbilligendes Brummen und Köpfewadeln.

Frau Leie aber äußerte bei jeder Gelegenheit: „Der Seide Borowig ist jetzt a gute Partie geworden.“ Und es war eines ihrer liebsten Gedankenspiele, sich auszumalen, wie es wohl wäre, wenn sie Macht über ganze zehntausend Gulden bekäme, und sie getraute es sich wohl zu, sie so einzupflanzen, daß sie blühen und vielfältige Frucht bringen müßten.

Sitl tat, wenn ihre Mutter diese Möglichkeiten laut zu erwägen begann, als habe sie anderswo ungemein viel zu tun, und wenn ihr Frau Leie

etwa nachkam, um vor ihren Ohren die Zehntausendguldenphantasten weiter auszuspinnen, konnte sie ihre Arbeit so laut und lärmend verrichten, daß Frau Leie geärgert abziehen mußte. Je länger sich aber Frau Leie mit ihren Gedanken trug, desto aufdringlicher wurde sie mit ihnen, und es blieb Sitl schließlich nichts anderes übrig, als in ihren Briefen an Richard Meier auf sie hinzudeuten.

Seit geraumer Zeit spannen diese Briefe Fäden zwischen Schwolków und Lemberg, seit jenem Jahrmarktstag, da Wolf Meier mit Richard bei Mendel Briefbeschwer erschienen war, um Zinsen zu zahlen. Sie wurden diesseits und jenseits an postlagernde Zeichen geknüpft, denn es schien weder der Schule noch Frau Leie gegenüber geraten, sich offen zu diesem Briefwechsel zu bekennen. Und Sitl gebrauchte sogar die Vorsicht, nicht das Schwolkówer, sondern ein benachbartes Postamt ins Vertrauen zu ziehen und die Geschäftsgänge im Dienst der mütterlichen Gänsezucht für ihren Verkehr mit Lemberg zu benutzen.

Auf Sitls Mitteilung, daß ihre Mutter Seide Borowik immer hartnäckiger für eine gute Partie anzusehen beginne, folgte von Lemberg aus die Nachricht, daß Richard nach Ablegung der Matura, also noch in diesem Sommer, sich viel

in der Schwolkówer Gegend aufzuhalten gedente. Denn er plane, sich für die Ferientwochen zwischen Realschule und Technik bei einem Landvermesser als Hilfskraft einstellen zu lassen, der dort die Vorbereitungen für einen künftigen Bahnbau zu treffen habe.

Und wirklich, ein paar Wochen später, tauchte Richard Meier im Haus des Mendel Briefbeschwer auf. Er brachte erstens die wieder einmal fälligen Zinsen und fügte bei, daß er die Matura mit Auszeichnung bestanden habe und nun hier dem Ingenieur bei den Vermessungen zur Hand sein werde.

Wohlgefällig betrachtete der alte Mendel von seinem Stuhl aus den Studenten: „Fangt schon an zu verdienen,“ sagte er und freute sich des Segens, den er stiften geholfen hatte.

Es war nun weiter nicht verwunderlich, daß Richard Meier häufig des Abends bei Mendel Briefbeschwer vorsprach, denn er konnte nicht immer über Nacht den weiten Weg nach Horozanka machen, und in den Baracken, in denen er seine Schlafstatt hatte, war es ungasstlich und einsam. Mendel Briefbeschwer war er, wie gesagt, ein Wohlgefallen, Brane Elling hatte ihn in ihr alterndes Herz eingeschlossen und lachte herzlich, wenn er Lemberger Schuljungenstreiche erzählte, die polnische Magd Rosa

streifte mit ihrer üppigen Fülle gerne an ihm hin, Sitl verhielt sich in wohlwollender Zurückgezogenheit, und nur Frau Leie betrachtete ihn mit einigem Mißtrauen. Denn es schien ihr, als sei Sitl seit seiner Anwesenheit beim Geschirrwaschen noch lärmender geworden als früher, wenn man ihr die Vorteile auseinanderzusetzen wünschte, die der Gänseleberhandel durch die Unterstützung eines Kapitals von zehntausend Gulden gewinnen könnte. —

An einem Augustabend kam Sitl von Zawalów zurück, wo sie Lieferungsaufträge ihrer Mutter ausgerichtet hatte. Sie war sehr rasch gegangen, um Zeit zu gewinnen und dachte, sie würde wohl an der Kreuzung zu warten haben. Aber Richard war schon da, saß auf einem Kilometerstein und rauchte eine Zigarette. Er schob seinen Arm zärtlich in den ihren, und sie gingen von der Straße fort, in die Wiesen hinein, einen schmalen Weg zwischen feuchtem Gras.

Sitl war in einem Zustand leichter Berauschtigkeit, Richard duftete nach süßem Tabak, er trug einen hellen Strohhut und gelbe Schuhe und die nilgrüne Krawatte, die ihr immer wie ein Symbol alles dessen vorkam, was es in Lemberg gab und in Schwolków nicht gab. Er hatte überhaupt den Atem eines anderen Lan-

des, eines anderen Weltteiles und war lieb und zärtlich und gesprächig,

Der Mondschein erhellte ihnen den Weg, dampfend lagen die Wiesen vor ihnen, und Richard sprach von der Zukunft. Er hatte sich, von seiner Arbeit gefesselt, vorgenommen, Eisenbahningenieur zu werden. In Galizien gab es noch eine Menge Bahnen zu bauen, das Land war ungeheuer reich, die nächsten Jahrzehnte würden darüber hingehen, es für Europa zu erschließen. Man würde immerfort Bahnen bauen, man würde sich unentbehrlich machen, würde immer höher steigen und endlich in einen Verwaltungsrat kommen . . .

Sitl hörte zu und fühlte Richards Arm an ihren Hüften. Sie seufzte leise, sah vor sich hin, dann blieben sie mitten im Wiesennebel stehen und küßten sich.

„Ach,“ sagte sie, „es ist ja nicht das Geld . . . und was sind das schon: zehntausend Gulden!“ „Nichts,“ bestätigte er eifrig, „gar nichts. Man muß sein Kapital im Kopf haben.“ Er entrüstete sich über den Unverstand, der das nicht gelten lassen wollte.

Es tat Sitl wohl, ihn so sprechen zu hören, er riß mit seinen Worten alle Fenster und Türen in die Welt auf, aus dem Judenhaus sah man auf große Städte, auf endlose Bahn-

strecken, die man in schönen, hellen, gepolsterten Wagen durchfuhr.

„Du bist mir zu gut für Schwoltów,“ sagte er, „und für diesen Frosch.“

Man brauchte Giti nur an Seide zu erinnern, und es kam ein leichtes Zittern über sie. Er drängte sich nach wie vor in ihre Nähe, und es sah ihm, man konnte ihn noch so beleidigend abweisen, eine kaum umhüllte Eier aus den Augen. Davon sagte sie Richard lieber nichts, davon, daß sie diese Blicke verstand, und daß ihr ganzer Körper sich unter ihnen in Angst und Ekel bäumte.

Eine Wasserfläche war weithin vor sie gedehnt, mondlichtumspunnen lag sie zwischen den umbuschten Ufern. Das war einer der Teiche, die sich in langer Reihe hinzogen, durch einen Wasserlauf verbunden, der gemach zum Dneistr fiel.

Richard drang durch die Uferbüsche, an einer Stelle, wo er einen morschen, plumpen Fischerfahn wußte. Zuerst wandte Giti ein, es sei an der Zeit, ihrer Mutter in Gänseleberangelegenheiten Bericht zu erstatten, dabei stieg sie schon zögernd in den Rahn. Richard zog den Pflock mitsamt der Kette aus dem Schlamm, der Bootsbauch scharrte über Kies, vor dem Bug glucksten die silbernen Wasser.

Behutsam senkte Richard die Ruder ein, das alte Schinafel verjüngte sich, träumte in den Mondschein hinaus, mit einem beharrlichen Zug nach links, den Richard nach ein paar Schlägen immer wieder ausgleichen mußte. Am Steuerplatz, wo es kein Steuer zu leiten gab, saß Giti, die Beine hatte sie gegen die Ruderbank gestemmt, denn auf dem Boden dieser Mondscheinsfregatte gab es ein ganzes Aquarium, die Hände waren um die Knie gespannt. Sie ließ die dunkle und lichte Welt, Büsche und Teich, Mondglanz und Uferschatten in ihre Seele strömen und sang voll Dankbarkeit ein kleines polnisches Bauernliedchen leise vor sich hin.

Sie waren in der Mitte des Teiches, da ließ Richard die Ruder, kam über die Bänke geklettert und drückte sich eng neben Giti auf die Steuerbank. Raum war der Rahn sich selbst überlassen, so machte er rechthaberisch seine Schwenkung nach links und stieg, hinten belastet, vorne ein wenig aus dem Wasser.

„Ach, wenn du mich nur wirklich ein bißchen lieb hättest!“, sagte Giti und küßte Richard. „Frag, was du hast! Ich habe dich lieb . . . wart nur, du wirst in Schwoltów nicht alt werden. In Lemberg werden wir ins Theater gehen. Da gibt's Kaffeehäuser auf der Alicja Karola Ludvika mit Balkone im ersten Stock.

Und im Ograd Miejski sind die schönsten Frauen mit solche Hüt'. Du wirst auch so einen Hut haben, und die Männer werden sich nach dir umdrehen."

Hob sich nicht bei diesen Worten der Bug des Bootes immer höher aus dem Silbergeriesel des Reichspiegels, wurde nicht dieser alte Fischerbottich ein schlankes Luftgefährt, das im Begriff war, eine Reise nach dem Mond anzutreten?

Sitls kleines Liedchen flackerte wieder auf, mit leichtem Flügelschlag über dem schwarzen Boot. Aber als es eben am Ufer in seliger Ermattung niedergesunken war, da antwortete von dorthier ein ganz anderer Gesang.

Welcher Brust mochten diese Töne sich wohl entringen, dieses schmerzliche, langgezogene Heulen, ein tierischer Klagelaut mit allem Schrecken der Verdammnis und des Abgrundes. War es die Brust eines unbekanntes Geschöpfes der Wälder, das aus der Finsternis vorgebrochen war, um seine lüsterne Qual über das Mondgewässer hinzustöhnen? Sang da ein aus den Urzeiten der Schöpfung zurückgebliebenes und vergessenes Ungetüm, der letzte Zeuge von Gottes Abrechnung mit den Menschen, nach Tausenden von Jahren die Angst seiner Einsamkeit?

War die Orgel irgend einer Christenkirche

plötzlich lebendig geworden und mit stampfenden Pfäfen dröhnend an das Ufer des Seiches gewandert, stand nun, gebannt durch das Wort eines Wunderrabbi und blies im Irrsinn alle Register? Blöken und Blarren, Fauchen und Röcheln, als ob sich die Todesgefänge aller Tiere, die je in der Gemeinde unter dem Messer des Schächters mit durchschnittener Kehle geendet hatten, hier unter dem Befehl eines Nachtdämonen noch einmal wiederholen sollten.

Sitls erster Antrieb wollte die Flucht, aber dennoch ließ sie es geschehen, daß Richard die Ruder aufnahm und das Boot der Stätte des grausamen Gefanges zuwandte. Jeder Augenblick war zweigeteilt, in eine schauerlich lockende Anziehung und ein wahrhaft verzweifelttes Entgegenstemmen, und dabei schob sich der Kahn immer weiter über den Seich dem Ufer zu. So war es wohl, wenn ein Schiff, von einer unwiderstehlichen Strömung erfaßt, einem dunkeln wirbelnden Mittelpunkt, einem verschlingenden Loch, einem Abgrund in den Wassern zugetrieben wird.

Richard näherte sich dem Ufer nicht geradewegs, sondern ließ das Boot einen Bogen machen, der es bald unter hängende Weiden brachte. Nun trieb er es unter den Zweigen hin. Laufseuchte Ruten streiften Sitls Gesicht,

ſie hatte ihre Finger links und rechts in das morſche Holz des Bootsrandes geſchlagen, es war ihr, als fahre ſie ihrem Schickſal entgegen.

Was da vorne ſang, war ihr Schickſal.

Sie war ihm angeſchmiedet, das Geheul galt ihr, ſie wußte es irgendwie ganz im Urgrund des Seins, nicht in erkenntniſklarere Helle, ſondern nur im Rauſchen eines dunkeln Sturzes von Verzweiflung.

Jetzt drang der Bug des Bootes durch die Mähne eines Strauches, weißlichgrüner Uferraſen verſpann Mondſäden zu Segliger. Schwertſteil ſtarrte kurzes Schilf, hob ſich ſtreckenweiſe zu höheren Zäunen, über denen braune Walzen an langem Rohr aufgeſteckt waren.

Der Menſch, der mitten auf der Blöße ſtand, war Seide Borowig.

Er war gänzlich nackt bis auf die ſchlumpigen Zugſtieſletten, in denen die Füße geborgen waren. Man ſah mit abſcheulicher Deutlichkeit die Knoten und Wülſte an den Gelenken ſeiner dünnen Glieder, die Hautfalten des Bauches, die ſchmutziggraue, mit Leberflecken getupfte Bruſt. Er ſtand mit einer langen Stange in der Rechten, die er aus Gott weiß welchem Grund an ſich genommen hatte, hielt den Kopf nach hinten geſtreckt, ſo daß der Mondſchein prall auf ſeinem Geſicht lag. Und während er

sein wildes Heulen aus der Brust strömen ließ, mit einer Stärke, die weit über sonstiges menschliches Vermögen hinausging, glitt ihm die Schwellung der Gurgel zwischen den Muskelsträngen der Kehle mit beharrlichem Nachdruck unablässig auf und nieder.

Dieser Anblick schlug die beiden Zeugen im Rahn mit widerstandsloser Unbeweglichkeit.

So . . . so standen die Verbannten an dem Ufer des Combatjon und heulten die Qual der Sehnsucht und Verdammnis den dunkeln Felsen-toren ihrer Bezirke zu.

Nach einer unmeßbar langen Zeit fühlte Giti wieder Bewegung und Gleiten. Der Rahn wich zurück, streifte wieder unter Hängebüschen hin und wurde an der nächstbesten Landestelle angelegt.

Schweigend gingen Giti und Richard im weißen Glimmer der Straße den Häusern zu.

„So ein Narr,“ konnte Richard endlich nach geraumer Weile sagen, „no, is er nicht verrückt? Und so was hat Geld.“ Er schüttelte sich in der Erinnerung.

Sein Abschied von Giti war nur kurz und flüchtig.

Zitternd kam Giti nach Hause, wurde ausgefragt, wo sie so lange geblieben sei, und antwortete durch einen Weinkrampf. Später

erbrach sie dann, wurde fiebernd ins Bett gebracht und bekam einen See.

* * *

Der alte Mendel Briefbeschwer hat einen schönen Tod gehabt, da ist nichts zu sagen. Am Morgen war Wolf Meier dagewesen, in Geschäften, das Mittagessen hatte dem Alten geschmeckt. „Der Late eßt, unberufen, wie ein Drescher,“ hatte Frau Leie gesagt.

„Auf hundert Jahr,“ hatte Brane Elling hinzugefügt.

Am Abend war Fischl Borowitz gekommen, sie hatten viel und geschickt geredet, und davon war Mendel so angeregt gewesen, daß er sich sogar ein Glas Gewürzwein vor dem Schlafengehen verlangt hatte.

Ganz sanft und still hatte ihn dann während der Nacht der Todesengel mitgenommen. Es war, als habe der Alte den Grundsatz seines Lebens, Frau Leie möglichst wenig Scherereien zu machen, auch auf seinen Tod in Anwendung gebracht. Ohne Arzt und Medikamente und Krankenlager, ohne Zusammenlaufen und Sterbegebete, ohne überhaupt den Haushalt sonderlich in Verwirrung zu bringen, war Mendel Briefbeschwer hinübergegangen.

Wie dem auch war, jedenfalls verhielt es sich

so, daß die Kleider ordentlich zusammengelegt am Morgen wie immer über dem Sessel neben dem Bett hingen, und im Bett selber Mendel Briefbeschwer lag, in seiner grauen gestrichten Wolljacke, zugedeckt bis zum Kinn, wie immer; nur daß er heute tot war.

Man brachte ihm also bloß die Scherben auf die Augen zu legen und all das andere zu tun, was des Gesezes ist.

Und nach Ablauf der Trauertage ging Frau Leie daran, sich über die Geschäfte des Verstorbenen Klarheit zu verschaffen. Es war ihr eine Genugtuung, endlich über die sorgsam geführten Bücher zu kommen und in die Geheimnisse einzudringen, von denen sie bisher ausgeschlossen gewesen war. Mit dem ganzen, aus allen Winkeln hervorgeholten Kram an Zetteln und Notizbüchern sperrte sie sich auf einen halben Tag ins obere Zimmer, und in einer einzigen, bewundernswert beharrlichen Sitzung stellte sie unter einer Glasperlenstickerei der mosaïschen Tafeln die Liste der Außenstände her. Und als sie zu Ende war, fand sie sich bitter enttäuscht darüber, wie wenig dessen war, was der Vater in einem emsigen Betriebe laufend erhalten hatte. Nach dem häufigen Kommen und Gehen hätte man glauben können, der Umsatz des alten Mendel Briefbeschwer zähle gleich

nach dem der Landerbank in Brzezany. Es war aber offenbar so gewesen, daß immer dasselbe Geld aus einer Tasche in die andere ging und einmal dort und das andere Mal hier zu helfen hatte, und diese Bewegung war jedenfalls viel zu heftig gewesen, als daß sich dabei ein ordentlicher Saß von Zinsen auf dem Grund der Mendelschen Geldschrankte hätte ablagern können. Er hatte deren nämlich mehrere, und wenn sie auch nicht durch Panzerplatten und Wexierschlosser geschugt waren, so waren sie dafür in um so sichereren Verstecken untergebracht. Es gab zum Beispiel einen solchen Geldschrank im Gehäuse der alten Stockuhr, unter dem kleinen goldenen Adler, der seine Flügel oben breitete. Einen anderen wußte Frau Leie hinter einem losen Brett des Kleiderkastens, einen dritten im dicken Rahmen eines alten Stahlsiches, darstellend, wie Absolon, allen unehrerbietigen Kindern zur Warnung, mit dem Schopf im Geat eines Baumes hängt, während sich sein Pferd davonmacht.

Frau Leie kannte jeden der verborgenen Geldschrankte, und es wäre auch schwer gewesen, sie, als Hausfrau, die doch von Zeit zu Zeit jeden Winkel im Haus besehen und jeden Gegenstand umdrehen mußte, darüber in Unwissenheit zu erhalten. Aber es kam vielleicht daher, weil

ihr von Jugend auf das absalonische Angehörigkeitsbeispiel so deutlich drohend vor Augen gehangen hatte, daß sie sich trotz der größten Neugierde aller genaueren Nachforschungen und Rassenprüfungen enthielt. Mendel Briefbeschwer hatte ihr in allen anderen Dingen so freie Hand gelassen, daß sie diesen einzigen Vorbehalt zu ehren und zu berücksichtigen sich verpflichtet fühlte.

So geschah es aber auch, daß sie über den Stand der Angelegenheiten vollkommen im Dunkeln geblieben war und nun unter den mit Glasperlen auf weißem Samt ausgestickten mosaikischen Geseztafeln, auf dem kurzen roten Sofa im oberen Zimmer dasaß, die soeben fertig gewordene Liste in der Hand, und enttäuscht war. Lauter Schnorrerschulden standen da verzeichnet, armselige Kronenposten, der größte von ihnen waren noch die zweitausend Kronen des Wolf Meier.

Jetzt, wo sie selber zu verfügen hatte, sollte Ordnung gemacht werden. Sie stand auf, ging ins Wohnzimmer und schrieb an Mendel Briefbeschwers altem Schreibtisch so und so viele Briefe an die Schuldner, in denen die Gelder gekündigt wurden und pünktliche Zahlung gefordert war.

Zwei Tage später läutete Sami Goldbergers Schlitten am Haus entlang und hielt an der

Tür, und vom Bock neben dem Wirt wälzte sich ein dickes Pelzbündel. Das war Wolf Meier, den Sami Goldberg von einer Fahrt nach Horozenka mitgebracht hatte.

Wolf Meier strampelte auf dem Flur den Schnee ab, wischte auf dem Besen vor der Tür die Sohlen rein und trat dann ins Zimmer, wo Frau Leie mit einer Bäuerin in Gänsesachen verhandelte.

Meiers freundlichen Gruß erwiderte sie ein wenig obenhin, fuhr auch weiter fort, mit der Bäuerin zu sprechen, denn er hatte ja von ihr Geld geborgt, nicht sie von ihm, und es war gut, ihm das zu verstehen zu geben. Erst nachdem die Geflügelgeschichte gründlich und nach allen Seiten besprochen war und die Bäuerin die breiten Röcke bei der Tür hinausgeschwenkt hatte, kehrte sich Frau Leie dem Gast aus Horozanka zu, der schon in seinem Schlittenpelz tüchtig zu schwitzen anfang.

Er begann ein wenig schüchtern zu bitten, daß man ihm doch jetzt nicht das Geld kündigen möge, gerade jetzt, wo er es nicht zurückgeben könne, weil Richard mehr brauche als zuvor. Jetzt sei er noch auf der Technik, aber in zwei Jahren könne er fertig sein, der Richard, und dann komme er sofort ins Verdienen, und das wisse ja Frau Leie, daß Techniker gebraucht

würden wie das liebe Brot und daß man als Ingenieur auch gleich ganz anders bezahlt werde wie etwa ein Doktor.

Frau Leie hatte die Arme über die Brust gekreuzt und hörte den Bittsteller mit einem Ausdruck ernster Gedankenfülle schweigend an.

Wolf Meier stak in dem großen Pelz drin wie die Maus im Fuhlsack und sah, je länger er sprach, immer kleiner, ärmlicher und verschüchterter aus. Das Geld sei ja sicher, habe er denn nicht zu Lebzeiten des gottseligen Mendel redlich und pünktlich die Zinsen bezahlt, ja, habe er nicht noch leztthin sogar vom Erlös eines guten Postens alter Hadern einen Teil des Kapitals zurückgeben können.

Frau Leie erwog, ob sie ihm schon jetzt sagen solle, daß sie geneigt sei, ihm das Geld länger zu belassen, wenn sich Wolf Meier bereit erkläre, an Stelle der mit Mendel bedungenen sechs Prozent Zinsen, deren zehn zu bezahlen; oder sollte sie ihn zuvor noch etwas weicher werden lassen?

Aber da sagte er etwas, was sie augenblicklich aus dem ruhigen Gleise ihrer behaglichen Gedankengänge riß.

„Wenn ich die sechzehnhundert Kronen gleich zahlen soll,“ sagte Wolf Meier, „so weiß ich wirklich nicht woher.“

„Sechzehnhundert Kronen? Was für sechzehnhundert Kronen?“ Frau Leie nahm die Arme auseinander und hob die Hände hoch. „Von was für sechzehnhundert Kronen red'st du denn da? Es sind zweitausend Kronen.“

„Zweitausend Kronen? . . . Gott behüt'! . . . Waren einmal zweitausend Kronen! Jetzt sind es sechzehnhundert. Hab' ich doch vierhundert gezahlt darauf . . . vier Waggon's Hadern hab' ich verkauft nach Brzezany. Wie sollen es noch zweitausend Kronen sein, wenn ich vierhundert hab' gezahlt? Das is a Irrtum, Leie . . . so soll ich leben, a Irrtum!“

Das war also gemeint! Leies Blick drang durch den Pelz bis auf den armseligen Menschenfern. Die Engel mochten so am Tage des Gerichtes blicken, wenn den Seelen alle Hüllen und Lügen nichts mehr helfen. „Du sagst, du hast vierhundert Kronen gezahlt? Wem hast du denn das Geld gegeben?“

„Wem soll ich es haben gegeben? Dem Mendel, Gott geb ihm die Ruh, hab' ich es gegeben. Keinem andern.“

„Hast du gegeben? Sag einmal, Meier, glaubst du, daß mein Vater, Gott geb ihm die Ruhe, hat gehabt Ordnung in seine Bücher?“

„Warum soll er nicht gehabt haben Ordnung?“

Gewiß hat er gehabt Ordnung . . . so a ordentlicher Mensch, was er immer war.“

„Es steht aber nichts in seine Bücher davon, Wolf Meier, gar nichts von die vierhundert Kronen . . . wenn er war a ordentlicher Mensch, wie du selber sagst, so hätt' er es eingeschrieben in seine Bücher, wenn du ihm hättest gegeben vierhundert Kronen.“

Wolf Meier zitterte wie Laub im Herbstwind, und Frau Leie war ein sehr heftiger, grimmiger und ungemütlicher Herbstwind.

„Und ich hab' ihm doch gegeben . . .! In die Hand hab' ich ihm das Geld gegeben, drei Hunderter und fünf Zwanziger. Am Tag vor seinem Tod, wie ich bin bei ihm gewesen. Da . . . im Sessel is er geseßen. ‚Wolf,‘ hat er gesagt, ‚ich dräng' dich nicht mit Zurückgeben, ich weiß, daß du mir bist sicher.“

„So, so,“ erwiderte Leie spöttisch, und jetzt hatte sie Meier mit ihrem Blick geradezu festgespießt. Er zitterte immer heftiger, und dabei wurde ihm in seinem Pelz zugleich so warm, als sei das Feuer schon unter ihm angezündet, an dem er gebraten werden sollte.

„So, so,“ machte Leie noch einmal, „und wer war denn dabei, wie du meinem Vater die vierhundert Kronen hast gegeben?“

„Wer soll gewesen sein dabei? Niemand is

gewesen dabei . . . der alte Mendel . . . da is er
gefessen . . . im Sessel wie immer . . . und gesagt
hat er . . .“

„So wirst du doch haben a Quittung?“ fragte
Leie, der es keineswegs darauf anzukommen
schien, zu hören, was ihr Vater alles gesagt
hatte.

„Zwischen uns war ka Quittung nötig, Leie . . .
wir haben nix geschrieben, wir haben geglaubt
einer dem anderen.“

„Und ich soll glauben, Wolf Meier? Es is
niemand dabei gewesen, wie du hast gezahlt,
du hast ka Quittung über die vierhundert Kronen,
und in die Bücher steht nichts davon. Is das
a Ordnung? Und da soll ich glauben?“

„So soll ich leben . . .,“ schwor Wolf Meier,
gespießt und gebraten, wie er war.

Aber Leie lehnte ab: „Laf nur, Meier, du
kannst jekt gehen, zu fahren nach Haus. Und
ich werde nachschauen noch einmal alle Bücher
und Zettel, ich werde suchen im ganzen Haus.
Und wenn sich wird finden, daß du gesagt hast
die Wahrheit, Wolf Meier, so soll dir das
Geld ungekündigt bleiben . . . zu sechs Prozent . . .
wenn du aber nicht gesagt hast die Wahrheit,
so wirst du mir geben die zweitausend Kronen
am fünfzehnten Dezember und keinen Tag später.
Mach das dann, wie du willst.“

Ein Weib war das bloß, das da gesprochen hatte, aber es klang wie von einem Richter über Israel, wie von einem Josua oder Daniel, und war unwiderruflich. Wolf Meier fügte sich, schlich geduckt hinaus und wankte gänzlich verstorbenen Geistes zu Sami Goldberg.

Frau Leie aber begann das Haus noch einmal um und um zu drehen. Sie fuhr wie ein Wind in jede Ritze, sie hob es förmlich an den vier Ecken auf und schüttelte es, ob denn Wolf Meiers vierhundert Kronen nirgends herausfallen wollten. Mißtrauisch, wie sie durch diese Geschichte geworden war, vermutete sie nun nicht bloß diese vierhundert Kronen, sondern noch weit mehr in einem ganz besonders schlaun, ausgeklügelten Versteck. Aber Wände, Schränke, Bilder, Betten gaben nicht mehr heraus, in der Spieldose fand sich nichts als Stifte, Walzen und Rädchen, und auch der weiß und gelb gefleckte Porzellanhund, der unter dem Spiegel saß, wußte in seinem hohlen Inneren von nichts.

Je länger dieses vergebliche Suchen dauerte, desto mehr verdichtete sich Frau Leies Verdacht, daß der gute Wolf Meier die günstige Gelegenheit habe wahrnehmen wollen, seine drückende Last um etwas zu erleichtern. Sie war entschlossen, keine Gnade walten zu lassen

und den Versuch mit aller Strenge zu ahnden, einerlei was daraus für Wolf Meier folge.

Sittl hatte anzuhören, welche Niedertracht es sei, eine Wittwe, die nun auch den Vater verloren habe, um ihren blutigen Groschen bringen zu wollen, und ihr Herz wurde ihr darüber von Tag zu Tag schwerer. Ein Brief aus Lemberg kam, und der goß so viel Bitterniß in sie, daß sie nun bis an die Augen mit Leid angefüllt war. Sie wurden ihr rot von dem inneren Druck und begannen überzufließen.

„Ist er denn ein Lügner, der Wolf Meier?“ wagte sie sich seiner anzunehmen, „der Großvater hat ihn immer für einen braven Menschen gehalten.“

„Wo es um Geld geht . . . da ist die Wahrheit eine Sach für sich. Wenn einer die Schulden bei der einen Thür hereinlaßt, so steht schon die Wahrheit bei der anderen und hat die Klinke in der Hand.“

Seide Borowig war zufällig da und saß mit Tossel in der Fensterecke. Er hatte ein altes Buch zurückgebracht, eine Hagada mit vielen Bildern, die sein Vater aus dem Nachlaß des alten Mendel entlehnt hatte. Im Licht des rotgestreiften Winterabends blättern sie in dem alten Werk. Die Seiten waren dick und weich wie Löschpapier, an den unteren Ecken braun

und abgegriffen von den unzähligen Fingern, die sie berührt hatten. Zwischen den Haken der hebräischen Buchstaben, die wirklich wie schwarze, knorrige, innig verrankte Dornenhecken über das Papier gezogen waren, leuchteten die alten Bilder, Sonne, Mond und Sterne, donnernde Berge und aufgebäumte Meere, wandelnde Feuerfäulen und tanzende Rauchfäulen. Fossels schmutzige Knabenhand deutete auf ihnen herum, er machte seine gescheiterten Fragen und Sprüche, froh, über das ersehnte und bisher immer sorgsam gehütete Buch endlich einmal ordentlich Macht bekommen zu haben. Neben seinen Händen tappten die Finger des Seide Borowik über Buchstaben und Bilder hin, zerrinnendes Rot lag auf ihrer plumpen Angestalt, sie schienen Flecken zu hinterlassen und schleimige Streifen hinter sich her zu ziehen wie Schnecken, wenn sie durch feuchtes Gras kriechen.

Er sprach mit Fossel, aber das war nur so obenhin, seine Aufmerksamkeit stand ganz dem zugewandt, was zwischen Frau Baltuch und ihrer Tochter verhandelt wurde. Wenn Giti durch das Zimmer ging, so wanderten seine Augen hinter ihr her; diese glimmenden Blicke, die wie zwischen den Spalten zweier Geschwüre hervorbrachen, ließen nicht von ihr, legten magnetische Felder zwischen ihn und sie.

Sittl hob die Arme hoch, um irgend etwas auf den Schrank zu tun oder herab zu heben, da schlangen sich diese Blicke ihr nach, die feine und verheißungsvolle Mädchengestalt war von ihnen überronnen. Die anmutige Haltung des Leibes, die jungen Brüste, die unter der straff gezogenen Bluse standen, die zärtliche Rundung der Hüften, das sang durch die Dämmerung, und Seide Borowitz nahm das alles mit seinem Blick an sich, er eignete es sich an wie ein Räuber aus dem Hinterhalt. Sein Finger entfernte sich dabei von den Bildern nicht, und sein Mund sprach die passenden Worte, so daß Tossel in seinem gelehrten Eifer erhalten blieb.

„Ja es heißt,“ sagte Sittl, „dem Armen lauft die Armut nach, dem Reichen der Reichtum. Aber es heißt auch, nur der Unwissende ist wirklich arm. Und darum hat Wolf Meier sein Geld gesetzt an den Richard, denn es steht ja auch, achtet auf die Kinder der Armen, denn von ihnen wird die Wissenschaft ausgehen.“

„Soll er anfangen mit Richard, was er will! Aber soll er mir mein Geld zurückgeben. Warum will er mich bringen um mein Geld, warum erzählt er mir solche Geschichten?“

Sittl schwieg eine Weile mutlos, sie fühlte die Undurchdringlichkeit eines starren Panzers. Von Kinderzeiten an war sie zurückgewichen,

wenn dieses Gefühl aufkam, und hatte Schweigen vor ihr Herz geriegelt, aber jetzt konnte sie sich nicht so leichtlich geben. Sie duckte den Nacken, und ihre Beine strafften die Muskeln. „Die Mamme soll ihm geben Zeit, dem Wolf Meier. Wenn er muß das Geld zurückgeben, so muß der Richard von der Hochschul weg und ins Verdienen.“ Ja, das stand in diesem Brief aus Lemberg, und es war schrecklich, es auszu-denken. Eine schöne und heitere Welt brach zusammen, grausige Trümmer wälzten sich auf trüber Flut, und auf ihnen trieb ein blasser Kopf mit weit aufgerissenen Augen, das Gesicht eines Ertrinkenden. Sie fühlte sich vom Unglück überwältigt, es war etwas Böses und Bedrohliches um sie, das ganze Zimmer war von einer Luft angefüllt, die nach Fäulnis und Moder roch.

„Was geht das mich an? Und was geht das dich an?“ fragte Frau Leie, indem sie mit dem feuchten Feszen über die Herdplatte wischte, auf der noch eine Kruste von übergegangener Milch dorrrte. Die Feuchtigkeit prasselte auf dem heißen Eisen, eine kleine Dampfwolke stieg unter ihren Händen auf.

Siti vergaß sich: „Soll er keine Bahnen bauen? Er wird werden ein großer Ingenieur, er wird Bahnen bauen im ganzen Land. Er wird in

die Direktion kommen, man wird ihn nehmen in den Verwaltungsrat . . . wenn die Mamma hat Geduld mit dem Geld.“

Seide Borowik sah in tiefe Verzweiflung hinein, deutlicher als Leie sah; etwas in ihm wand und krampfte sich, er wischte mit der Hand über die in der Dämmerung längst erloschenen Bilder hin. Sitl stand in ein bläuliches Leuchten gehüllt, eine Flamme von Glend und Schmerz, er sah sie mitten im dunkeln Zimmer brennen, bewegt rann dieser Schein um ihre Glieder und erhellte ihm ihr hoffnungsloses Gesicht. Und er hörte, was keiner sonst hörte, das Stöhnen dieser Flamme, das das ganze Zimmer erweckte und alles mitstöhnen ließ, alle Schränke und Wände, die Bilder und die Schabbesleuchter, der Tisch ächzte unter der Hagada, und in den Blättern des Buches selbst war ein Weinen wie ein leiser, trauriger Regen.

Frau Leie sah und hörte nichts von alledem. „Kosa,“ schrie sie nach der Küche hin, „bring die Lampe herein.“ Und dann fügte sie den Schluß der Unterredung hinzu, der genau ihrem Anfang glich, stülpte ihn wie einen schweren Deckel über das Ganze: „So soll er mir die vierhundert Kronen bringen! Soll er mir sagen, wo sie der Großvater hingegeben hat.“

Rosa kam herein, die Lampe gegen den gewölbten Bauch gestemmt. Sie setzte sie auf den Tisch neben die Hagada hin, bückte sich, schaute unter den Sturz und schraubte den Brenner etwas höher.

Seide Borowitz erhob sich in seiner Ecke und kam hervor.

„Jesus Maria!“ sagte Rosa, die ihn nicht gewahrt hatte, erschrocken. Sie teilte den Aberglauben aller schwangeren Frauen, daß man Seide Borowitz nicht ansehen dürfe. Und schleunigst entwich sie in die Küche.

Seide Borowitz schritt zur Tür. „So werd' ich jetzt gehen!“ sagte er.

Auch Bitl hatte seine Gegenwart vergessen gehabt, nun sah sie ihn auf einmal mitten im Zimmer und wich ängstlich zurück. Es überfiel sie als schambolle Wein, daß er Zeuge des Gespräches gewesen war, sie kam sich belauert vor, als habe sie einen Feind nichtsahnend Blößen gezeigt, und plötzlich schien ihr, nur Seides Anwesenheit habe dieses Gefühl von Unglück und Demütigung über sie gebracht.

„So werd' ich jetzt gehen,“ sagte er noch einmal, schon an der Tür. Seine Hand lag auf der Türschwelle, zögernd wiegte er den Kopf, plötzlich wandte er seinen schiefen Blick über die Schulter. „Den Großvater werd' ich fragen ...“

Frau Leie horchte auf: „Was für einen Großvater werst du fragen?“

„Den Großvater werd' ich fragen... wo die vierhundert Kronen sind hingekommen.“ Er nickte und ging hinaus.

Sitl atmete auf. War die Luft wirklich leichter und dünner geworden, hatte sich das Gefühl von Not und Hoffnungslosigkeit wirklich ein wenig verflüchtigt, stand alles wieder vertrauter und mit tröstlicherem Gesicht um sie? Sie ging ihrer Mutter in die Küche nach und machte sich an die Arbeit, den Berg köstlicher, weißer Gänselebern, die der letzten Tage Ausbeute waren, zum Versand vorzubereiten.

Frau Leie, auf die Seides dunkles Gerede überhaupt wenig Eindruck gemacht haben mochte, hatte seiner nach zwei oder drei Tagen gänzlich vergessen. Es war um dieselbe Stunde, sie saß an Mendels Sekretär, die Schreibplatte war herausgezogen, alle Fächer standen offen, und in einem aus Laden und Schiebfächern herausquellenden Wasserfall von Papieren schrieb sie Geschäftsbriefe nach Straßburg. Tossel gegenüber, am runden Tisch, hatte Sitl den Kopf in beide Hände gestützt. Die Ohren waren der Außenwelt verschlossen, ihr ganzer Mensch war mit aller Spannung auf das französische Übungsbuch gerichtet, das zwischen ihren Ellenbogen

aufgeschlagen lag. So tief war sie ihrer Aufgabe ergeben, so fürchterlich war sie sich der Schwere ihrer Verantwortlichkeit bewußt, daß sie geradezu unglücklich aussah.

Plötzlich traf sie ein schwerer Knall wie vor die Stirne. Es war ein Hieb mitten in ihre gläsernen und spröden Gedanken, in dieses Sprachgebäude, das sie mühsam aufzuführen begann, eine ganze Welt brach in Trümmer und fiel klirrend in die Tiefen.

Sie hatte niemand kommen gehört, nun stand Seide Borowik in der Türe, er hielt sich mit beiden Händen an den Pfosten, sein Gesicht war leichenhaft grün, die Glieder schlotterten ihm im Raftan.

„Was ist?“ hörte Oitl ihre Mutter fragen, während immer noch ein leises, verhallendes feines Klingen in die Tiefe sank, eine letzte Staubwolke gleichsam der zerfallenen Stunde.

Seide Borowik stolperte ins Zimmer, seine Hände zuckten, als würden sie an Schnüren gerissen, seine grauenhafte Häßlichkeit war von einem Weitzanz gerüttelt.

„In der Hofe...!“ schrie er plötzlich mit einer wilden Stimme, die den Damm einer Lähmung durchbrochen zu haben schien. „In der alten Hofe...!“

„Was ist?“ fragte Frau Reie noch einmal,

und so stark sie war, vor Seide wich sie zwei Schritte zurück.

„Das Geld . . . dort!“ Er wollte die Hand heben, sie hing ihm schwer am Arm, plötzlich aber flog sie hoch, vom Ruck eines angeschlagenen Nerven geschleudert. Starr deutete sie nach der Decke des Zimmers.

„Wo? Wo?“

Seine Hand zeigte noch immer nach oben, die Zunge aber war schon wieder gelähmt, füllte ihm wie Brei den ganzen Mund.

Jetzt aber schien Frau Leie von einem Gedanken erfasst und getrieben. Sie stürzte auf die Lampe los, ergriff sie und lief aus dem Zimmer. Tossel rannte hinterdrein, und Gisl, der jedes andere Frauen lieber war als das, mit Seide im Dunkeln zurückbleiben zu sollen, folgte mit zitternden Knien. Lang bleckte die Flamme aus dem Lampenzylinder, so schnell lief Frau Leie über die Stiegen zum Dachboden hinauf. Die Eisentüre schrie heftig in den rostigen Angeln, unter den kreuz und quer gespannten Wäschestricken wand sich Frau Leie hindurch. Ein paar Fesen baumelten im Luftzug, das Dunkel unter den Dachbalken war so schwer und fest, daß es sie zu stützen und verstärken schien wie gemauerte Wände; hell schimmerte dazwischen ein weißer langer Streifen feinen

Schnees, der durch die Dachlücke geweht war.

Ein Schrank stand da unter dem schrägen Dach, ein morscher Schrank, in dem alte Kleider den Motten überlassen wurden.

„Halt die Lampe!“ rief Frau Leie.

Tosel hob die Lampe hoch, Frau Leie riß die Schranktüre auf, grau und schlaff hing es in seinem Innern, müde alte Säcke für Menschenglieder, voll von Dünsten abgetanen Lebens und erledigter Gedanken. Auch des Großvaters Mendel letzte Kleider waren hineingepfropft, jene Kleider, die er noch am Abend vor seinem Tod, sorgsam wie immer, über den Stuhl gebreitet hatte.

Die alte Hose ... auch sie, mit den ausgefransten Rändern und den ausgebauchten Knien, auf denen der trübe Glanz unzähliger fetter Finger lag. Frau Leie fuhr in die Taschen, in die linke, in die rechte ... Papier knisterte zwischen ihren Fingern.

Sie zog die Hand geballt zurück, Banknoten lagen in ihr, ein schwächtiges Bäckchen. Es waren drei Hunderter und fünf Zwanzigfronenscheine, Wolf Meiers Geld, das da wieder ans Licht gestiegen war ... —

Rosa kam aus der Küche gestürzt und stand auf dem weißen Schneestreifen, vor dem Wunder

mit starren Augen und die Hände über dem Bauch.

„Siehst du,“ schrie Frau Leie, „er hat das Geld gehabt in der Hose. Er hat es hineingesteckt, wie er es hat genommen, und dann ist der Tod gekommen . . .“

Als sie, Fossil mit dem Licht voran und Frau Leie, die Banknoten triumphierend in der Hand schwingend, in das Zimmer traten, lag Seide Borowits auf den Boden hingestreckt, ganz steif und wie leblos.

* * *

Eines Tages stand Fischl Borowits bei Scheindl im Laden und war in den Anblick eines Heringes versunken. Er war eigentlich gekommen, um Scheindl irgend etwas zu sagen, und da hatte er diesen Hering gesehen. Der Fisch lag als der letzte seines Geschlechtes auf einer länglichen Schüssel und war eigentlich nicht verlockend anzuschauen, denn, da man schon tief im Frühjahr war, hatte der Hering allen winterlichen Glanz und die metallische Prallheit verloren. Die einst goldschimmernde Haut lag ihm faltig um das mürbe gewordene Fleisch, das aufgerissene Maul war hürnen verdorrt, und die Augen begannen trübe in einer unbestimmten Feuchtigkeit zu schwimmen. An dem leicht

aufgetriebenen Bauch und gewissen Flecken, die sich über die Flanken hinzuziehen begannen, konnte man merken, daß die Fäulnis von diesem kleinen, vor vielen Monaten geräucherten Leichnam Besitz zu ergreifen begann.

Dessen ungeachtet stand Fischl Borowitz da, entrückt von dem Anblick eines Bücklings, mit einem fanatischen und glücklichen Gesicht. Wohlgefallen rann durch seinen Leib und seine Seele, es war eine der Stunden, in denen er die Reinheit und Süße der Schöpfung mit aller unmittelbaren Gewalt auf sich eindringen fühlte.

Scheindl rechnete am Fensterpult in einem vergrienen Buch. Sie hatte, ehe Fischel im Hering das Abbild eines göttlichen Geheimnisses erspäht hatte, eben nur ein paar Worte mit ihrem Mann wechseln können, nun wartete sie ehrfurchtsvoll, bis er mit seiner Betrachtung fertig war. Dieses Versinken in andere, ihr unzugängliche Welten kannte sie zu genau, um nicht zu wissen, daß auf keine Wiederkehr zu hoffen sei, ehe nicht der Flug seines Geistes vollkommen beendet war.

Auf der Straße war Seide zu sehen; er ging auf dem schmalen, ausgetretenen Steig zwischen den quellenden Rotmassen hin und her und unterhielt eine Art von unruhigem Tanzschritt mit ständigem Fußwechseln und bisweilen einem

Anflug von Hüpfen. Es war ihm anzusehen, daß er in einem Selbstgespräch begriffen sei, offenbar in einem solchen fröhlichen Inhalt, denn er bewegte lebhaft die Hände, und seine Lippen warfen sich auf und schnappten zu, über sein Gesicht kroch das schleimige Grinsen, das dem Mutterherzen gute Laune verriet.

Ein Bauernwagen kam daher, unter den Hufen der Pferdchen spritzte der Kot hervor, von den Felgen der Räder wurde er im Bogen zur Seite geschleudert. Scheindl schrie leise auf, als sie Seide dem Wagen mitten im Wege stehen sah, aber er sprang noch rechtzeitig zurück, freilich nicht weit genug, um nicht von den Kotschleudern des Gefährtes getroffen zu werden. Eine ganze Schnur von Dreiperlen in allen Größen bäumte sich nach ihm hinüber und heftete sich ihm an den Rock. Er beachtete die üble Verzierung nicht weiter, nahm sein Getänzel wieder auf und hüpfte, noch ehe das Gerassel des Wagens um die Ecke verflungen war, über die ausgetretenen Stufen in den Laden.

Er stieß die Nase vor, sog den starken Dunst des Krämerladens mit einem Ausdruck von Gier ein. Frau Scheindl sah ihn mit Besorgnis an, die starke, frühlingstlustige Heiterkeit in seinem Gesicht ängstigte sie.

„Der Late soll . . .“ begann er.

Frau Scheindl winkte warnend nach dem Vater hinüber.

Aber Fischl Borowitz schien mit seinen Betrachtungen zu Ende zu sein. Er erhob den Kopf, die Verlorenheit wich aus seinen Zügen, seine Sinne stellten sich wieder auf die Umgebung ein, er erblickte Seide, der wartend stand, die Hand auf den Knopf der Käseglocke, unter der ein graues Gewimmel zu leben schien.

„Was willst du, Seide?“ fragte er gütig, wie einer, der eben selbst unverdiente Gnade erfahren hat.

Seide drehte die Hand am Knopf der Käseglocke, und unter der feuchten Berührung begann das Glas zu singen mit einem dumpfen, summanden Ton wie eine große Hummel.

„Der Tante soll mir erlauben, zu gehen auf die Schul nach Lemberg.“

Aus Fischls Augen rann ungetrübt stille Güte. „Was willst du zu gehen auf die Schul nach Lemberg?“

„Sol!“

„Ist es dir nicht genug, zu wissen, was Gott will und was die Gelehrten Israels seit Jahrhunderten haben geforscht im Wort Gottes? Du hast brav gelernt, Seide, was willst du für eine andere Schul als die unsere, was für eine andere Wissenschaft als das Gesetz?“

Frau Scheindl hatte bei dem ersten Wort Seides eine Bewegung des Schreckens gemacht, jetzt sog sie ein wenig Beruhigung aus der Gelassenheit ihres Gatten, aber ihre Augen gingen noch immer angst erfüllt zwischen dem Mann und dem Jüngling hin und her.

Seide fuhr fort die Käseglocke zu bearbeiten, und der summende Ton stieg einförmig auf und hing wie eine Wolke über dem Ladentisch unter dem dunkeln Gewinde der Würste und den Weitschenschnüren, die wie tote, schlaffe Schlangen von dem Eisenträger herabbaumelten.

„Ich will gehen, zu lernen auf die Schul nach Lemberg,“ wiederholte Seide hartnäckig, und sein Gesicht wurde böse.

„So mußt du gehen ohne mich, Seide,“ sagte der Vater mit demselben freundlichen Gleichmut. „Willst du zerbrechen alles zwischen mir und dir? Hast du vergessen, daß der Gehorsam ist die Brücke zwischen Eltern und Kindern? Auf dem Gehorsam kann gehen der Vater zum Sohn und jederzeit der Sohn zum Vater. Brich die Brücke entzwei . . . und der Vater steht da, und der Sohn steht dort, und zwischen ihnen ist tiefes Wasser.“

Frau Surcze Goldberg kam in den Laden, und die Auseinandersetzung wurde auf längere Zeit durch Hantierungen an der Wage und am

Bult unterbrochen, heftige Wogen von Worten, aus denen Ausrufe wie sprühende Tropfen spritzten, brandeten über die Sätze mit Grief, Raffee, Kafao, über die Pakete und Paketchen hin, die sich vor Frau Surcze aufzutürmen begannen.

Fischl Borowiz fing den Blick seines Sohnes und leitete ihn durch ein freundliches Nicken nach dem Nebenzimmer, als ob er ihn einladen wollte, das Gespräch dort fortzusetzen. Aber Seide hatte dessen nicht acht und sah grämlich und verbissen in sich hinein, er hielt sich am Rnauf der Käseglocke fest wie an einem überaus zuverlässigen Handgriff der Ereignisse.

Endlich war Frau Goldberg einigermaßen ausgelaufen, die Einkäufe waren im Korb untergebracht, und unter Geficher und Geseufze machte sie sich davon.

Und sogleich sagte Seide, als sei nach den Worten seines Vaters bloß ein einziger Atemzug getan worden: „Der Tante wird mich lassen zu gehen auf die Schul nach Lemberg.“

„O Gott, Seide,“ rief Fischl jetzt klagend, „o Gott, wer hat dir die Sach' in den Kopf gesetzt? Wer hat dich gemacht meschugge mit der Schul?“

„Der Tante wird mich lassen zu gehen . . .“ Seides Gesicht war fahl, er hämmerte die Worte

heraus, schlug sie wie Nägel in eine Wand, seine Knie schlotterten in den weiten Hosen.

An dieser Hartnäckigkeit zermürbte Fischls schöne Gelehrtenruhe vollständig. Er faßte mit beiden Händen den Kragen seines Rockes und riß heftig daran. „Und das muß mir geschehen,“ wehklagte er, „mir muß das geschehen an meinem Kind. Willst du werden wie Moische David Meier, was sich jetzt Richard nennt? Warum straft mich Gott mit dir? Soll ich werden zum Gespött, der alte Borowiz: anderen kann er reden, und sein eigener Sohn hebt die Hand gegen ihn . . .“

Frau Scheindl umklammerte das Surfenglas und stöhnte laut vor Verzweiflung.

„Ich muß, Sate . . . es ist mir gesagt, ich muß . . . so soll ich leben . . . du wirst mich lassen zu gehen . . .“

„Seidel! Seidel!“ wimmerte Frau Scheindl, „was willst du, was redest du . . .? Wenn doch der Sate nicht will . . .!“

„Laß ihn,“ sagte der Alte, jetzt wieder ruhiger, „soll er gehen! Soll er nehmen sein Geld, es liegt da mit Zinsen, soll er es nehmen . . . und soll er nach Lemberg gehen. Soll er machen, was er will, und soll er sich die deutsche Kleider anziehen. Aber,“ und nun kam wieder Prophetenzorn in seine Stimme, „soll er mir nicht wieder kommen ins Haus.“

Frau Scheindl schrie entsetzt auf.

Es tat einen hellen spitzen Ton, die ganze Käseglocke schrillte noch einmal und verstummte. Seide hatte den gläsernen Knäuf abgebrochen und hielt ihn nun in der Hand. Verwundert sah er auf den kristallinen Ball in seinen Fingern, aus deren einem ein dünnes Hächlein Blut hervorquoll. Dumm und stumpf waren seine Züge, Unbegreifliches war vor ihm aufgebäumt, er schaute suchend umher, als wolle er den Weg hindurchfinden.

„Ja . . .“ sagte er mit einem Schimmer von Wiedersehensfreude und der Lustigkeit, mit der er vorhin hereingekommen war, „und der Fate wird mich lassen zu gehen auf die Schul nach Lemberg . . .“

„Still,“ flüsterte Frau Scheindl, „der Schammes schaut herein.“

Wirklich stand der Schammes Lauber vor dem Ladenfenster, tat so, als suche er irgend etwas unter den ausgelegten Sachen und schielte dabei zwischen den leimbestrichenen Düten, an denen unzählige Fliegenleichen klebten, in den Laden.

„Mein letztes Wort,“ murmelte Fischl Borowitz, „du hast gehört . . .!“ Und damit ging er langsam ins Wohnzimmer.

Es wurde in den nächsten Wochen über Seides

seltsamen und plötzlichen Wunsch nicht weiter gesprochen. Fischl Borowitz mochte glauben oder gab sich den Anschein, als glaube er, Seide sei von diesen Gedanken abgekommen. Frau Scheindl sah aber besser in ihr Kind hinein und gewahrte, daß sein Plan fest zusammengeschlossen und fugenlos und dicht in ihm lag, als ein eiserner Kern seines Wesens. Manchmal streifte sie prüfend daran hin, und da kamen ihr Antworten, aus denen sie entnahm, daß es für Seide außer allem Zweifel stand, er werde zum Herbst nicht mehr in Schwolków sein.

Ihr Herz trug schwere Last, sie sah ihr Heim zerpalten, und der Schnitt ging mitten durch sie. Sie sagte sich, daß ihr Mann niemals in Seides Wünsche willigen könne, und Seide wiederum schien in dem unglücklichen Wahn, er werde schließlich doch den Sieg davontragen. So war es ihr hochwillkommen, als der alte Bronze Stöckl erschien, der in Schwolków und Umgebung die Ehen zu stiften pflegte und nach einigen Herumreden darauf kam, daß man wohl daran denken könnte, für Seide eine passende Frau zu suchen. Frau Scheindl schwindelte zuerst vor Glück, daß für ihren Sohn eine Frau gefunden werden könnte. Sie hatte gesehen, wie man vor ihm davonlief, sie hatte diese Träume von Ausruhen bei einer Familie ihres

Sohnes und von Entfelfindern abgetan. Er war ja gewiß nicht schön, aber er war doch auch kein solches Scheusal, wie man nach dem Getue der Frauenzimmer hätte glauben mögen. Und nun fand sich sogar eine — leben sollte sie — die von ihren Eltern nicht zu gut für ihn erachtet wurde.

Freilich war sie darauf gefaßt, irgend ein Mädels nennen zu hören, die im Sieb zurückgeblieben war, keine von den Feinen und Weichen, sondern eine, die selbst irgend welche Ranten und Flecken hatte. Vorsichtig fragte sie sich in Bonze Stöckls Ausfrag weiter hinein. Und sie war nun höchlich verwundert, als sie vernahm, daß Frau Leie dem Seide ihre Sitl zu geben bereit wäre; nur der Gedanke an Seides Wohlhabenheit öffnete ihr das Verständnis dafür und verlieh ihr die Besonnenheit zu einem wohlwollenden Nicken und dem Bescheid, sie würden es sich überlegen und Stöckl dann Nachricht geben.

Stöckl war enttäuscht. Dieser Seide hatte nicht viel auszusuchen, und seine Eltern hätten alle zehn Finger abzulecken gehabt, wenn ihnen ein Mädels wie die Sitl geboten wurde. Er ereiferte sich in überflüssigen Lobpreisungen ihrer guten Eigenschaften und betonte mit Nachdruck, daß sie auch mit einigem Geld in die Ehe

kommen werde, wenn auch freilich, den besonderen Verhältnissen entsprechend, die Schönheit des Mädels für ihren Hauptreichtum gelten müßte.

Sie brachte das alles vor den Richterstuhl des Vatten und fügte als entscheidenden Grund für ihre mütterliche Bewogenheit hinzu, daß damit wohl dem Seide am ehesten seine Lemberger Pläne auszutreiben sein würden.

„Findet sich eine, die den Seide will heiraten . . .?“ fragte Fischl Borowiz nachdenklich und schüttelte den Kopf.

Frau Scheindl schwieg gekränkt, denn schon der Antrag allein hatte ihre Zuvorsicht sehr gestärkt.

„Will . . . will?“ sagte sie endlich, „ob die Gitl will? Weiß ich? Die Leie Baltuch will! Die Gitl soll wollen oder müssen . . . liegt mir auf! Sie wird sich schon gewöhnen.“

Jetzt schwieg Fischl längere Zeit und kraute den Rinnbart mit seinen schlanken Fingern. „Und wo er doch will nach Lemberg auf die Schul . . .“ zögerte er.

Scheindl hatte wohl nicht recht gehört? Was sagte der Mann da von Lemberg, das war ja, als ob er sich mit diesen Angelegenheiten vertraut zu machen begonnen hätte. Mit einem glückseligen Hennenlaut wollte sie sich auf ihn

stürzen, aber er schob sie mit starker Gebärde weg, als wünsche er, daß seine noch unfertigen und wachsenden Gedanken nicht gestört würden.

So war Frau Scheindl wieder in einen Schwebezustand versetzt. Sie fühlte auf allen Seiten einen Andrang von neuen Dingen, ihr Leben war plötzlich von einem üppigen Gerank, einem Sprieszen und heftigen Werden umspunnen; mit Rührung betrachtete sie Seide, denn er war kein Ausgestoßener mehr, es gab ein Mädel, das seine Frau werden konnte, sowie Fischl nur den Mund aufthat; und ebenso betrachtete sie ihren Mann, der sehr ernst und schmerzlich um irgend etwas zu ringen schien.

Eines Tages kam Bonze Stöckl mit der Anfrage, welche Antwort er Frau Leie zu bringen habe.

„Es is noch nicht fertig!“ sagte sie geheimnisvoll und deutete auf das Zimmer, in dem Fischl Borowitz seinen Denkerthron hatte.

Aber nun war es wirklich nicht länger zu verschweigen, und als sie nach dem Mittagessen mit Seide im Laden allein war, breitete sie die Arme aus und zog ihn hinein. „Seide,“ flüsterte sie und bebte vor Freude, „Seide, es is eine da, die will dich heiraten.“

Er blieb steif in ihrer Umarmung, sie nahm ihr tränennasses Gesicht von seiner Schulter und

blickte ihn an. Seine geschwollenen Augenlider zwickelten, die bläulichen Lippen zitterten leise. „Wer will . . .?“ fragte er.

„Der Bonze Stöckl is dagewesen. Schon zweimal. Die Leie Baltuch will dir die Sitl geben.“ Die violetten Lippen klasten mit einem schmerzenden Laut auf, ein Strom übelriechenden Atems zischte wie Dampf zwischen den grün-gelben Zahnstumpen hervor, die Schultern hoben sich und stießen heftig nach unten, als werde Seide von einem unsichtbaren Ungeheuer in den Fußboden gerannt. „Will sie? Will sie?“ schrie er. Und plötzlich schienen alle die braun-roten Flecken seines Gesichtes lebendig zu werden und in einem Gewimmel durcheinander zu wirbeln, während sich der zackige, schwammartige Auswuchs an seinem Hals steil aufrichtete.

„Aber ich muß doch nach Remberg . . . auf die Schul . . . ich muß . . .“ und er drehte sich wirbelnd herum, daß die Schöße des Raftans sich ausbreiteten, und fuhr dann zur Tür hinaus. Frau Scheindl sah bestürzt und fassungslos, wie er die Straße hinabließ, und dachte dann dumpf ergeben, nun renne er wohl zu Frau Baltuch, um irgend ein Anheil anzurichten.

Nach einer Weile entstand ein Auflauf auf der Gasse, ein Haufen Männer kam eilig daher, laut durcheinander redend und mit heftigem

Händegefuchtel. Allen voran der Schammes Sauber, der hatte es am eiligsten, er sprang über die Stufen in den Laden und schrie ganz atemlos, sie solle schnell mitkommen, der Seide stehe bei der Brücke im Wasser.

Da waren auch schon die anderen da, ja . . . der Seide stehe unten im Fluß . . . im Wasser . . . schon eine halbe Stunde und wolle nicht herauskommen, sie müsse ihn holen. Sie stießen sich im Laden herum und schrien auf Frau Scheindl los, daß sie vollkommen den Kopf verlor. Mit einem Ruck riß sie das gestrickte Wolltuch vom Haken, etwas setzte klirrend zu Boden, sie lief — und der ganze Haufen Männer lief hinter ihr. Nur der Schammes Sauber blieb im Laden zurück und machte sich mit bedauerndem Gebrumme daran, die silberglänzenden Ruffen, die aus der zerbrochenen Glastonne über den ganzen Boden hingestreut waren, auf ein braunes Backpapier zusammenzutragen. Die Zwiebel-schnitten schaufelte er mit beiden Händen hinzu, und immer, wenn seine Finger voll der gelblichen, scharf riechenden Sunke waren, legte er den Kopf hintenüber und ließ den Saft von den Fingerspitzen in den Mund träufeln.

Unten an der Holzbrücke stand eine Menge Menschen. An beiden Ufern standen sie, und viele drängten sich am Geländer der Brücke,

und alle schauten ins Wasser hinein, und es war ein Gejohle und Schreien wie bei einem Volksfest, wenn das Sacklaufen oder Wettfressen oder Stangenklettern oder sonst eine gemeinverständliche Lustbarkeit anhebt.

Von den Regengüssen der letzten Sage war der Fluß groß und stark geworden. Er brauste mit braungelben Wogen in dem Bett, das sonst nur ein armseliges Gerinnsel gerade benetzte. An den Brückenpfeilern schäumte er auf und kochte mit einem Wirbel von weißen Blasen um die Balken. Und an dem mittleren Pfeiler stand Seide, von der Strömung gegen den Eisbrecher gedrückt, bis an den Hals im Wasser. Er stand regungslos, ließ die aufgeregteren Wellen über seinen Kopf gehen und tat nichts, um sich aus dem Wasser zu helfen.

„Seide,“ schrie Frau Scheindl verzweifelt, indem sie am Ufer hin und her rannte. „Seide, mein Kind! Komm heraus!“

Er schien die Rufe zu hören, denn er wandte den Kopf, aber er rührte sich nicht und stand, als hätte man ihn in den Flußboden eingerammt.

Die polnischen Kinder erhoben ein Gelächter, als Frau Scheindl fortfuhr, sich am Ufer in Angst zu winden und vergebens nach Seide zu rufen.

„Seit einer halben Stund' steht er im Wasser,“

schrie Erul Iffer Morgenstern, „ich hab' gesehen, wie er is hineingegangen.“

Frau Scheindl zappelte ein Stück in den Fluß hinein, aber als ihr die Schuhe voll Wasser liefen, kehrte sie wieder um, unter dem brüllenden Gelächter der polnischen Buben auf der Brücke. Ein flacher Rahn wurde am Ufer entlang gestackt. Peter Bodczanski der Schiffer stand dann mit seiner langen Stange, er trieb den Rahn über den Ries des Grundes und rief: „Einsteigen meine Herrschaften, einsteigen.“ Er war zur Rettung bereit, aber er sah den Anfall offenbar nicht als tragisches Ereignis an. Frau Scheindl wollte sich in den Rahn stürzen, aber Surcze Goldberg und Brane Elling hingen zeternd an ihren Rockfalten. Bodczanski war schon über sie hinaus, da tauchte Fischl Borowiz aus der Menge, watete durch das flache Wasser und kletterte in den Rahn.

Die Rettung war wirklich weiter keine aufregende Begebenheit, der Fluß trieb es ja nicht wüßt und gefährlich genug, um etwa aus dem Ertrinken Ernst zu machen. Bodczanski stieß den Rahn im Uferwasser ein gutes Stück flußaufwärts und ließ sich dann von der Strömung auf den Brückenpfeiler zuführen. Und sobald der Rahn bei Seide angelangt war, zog sich dieser ohne Widerstand mit Hilfe seines Vaters an

Bord, und dann landeten sie etwas unterhalb der Brücke.

Aus Seides Kleidern lief das Wasser in Strömen, und während er zwischen dem Vater und Frau Scheindl, umsummt von der ganzen Gemeinde, nach Haus ging, zog er eine nasse Bahn hinter sich her.

Als er dann ausgekleidet und, mit einem warmen See im Leib, schwitzend unter der dicken, blau und weiß gewürfelten Bettdecke lag, setzte sich Fischl Borowik neben ihn und sagte voll tiefer Rummernis: „Seide, weißt du, was die größte Sünde ist? Wegzuwerfen, was Gott gegeben hat.“

Seide aber lag ruhig atmend. Nach einer Weile öffnete er die Augen und antwortete: „Der Late wird nicht glauben, daß ich bin ins Wasser gegangen, wegzuworfen was mir Gott gegeben hat. Das Wasser ist das Fließende. Es kommt aus dem Himmel, zwischen den Wolken hervor. Engel haben darin gebadet, es hat gespült um die Füße des Herrn, ehe es auf die Erde kommt. Jeden Morgen wird es ausgeschüttet über den Fußboden des Himmels... wenn der Late dem Regen zuhört, so wird er hören erzählen vom Himmel. Auf vier großen Edelsteinen steht der Thron Gottes, die haben alle Farben in sich, die Sonne ist nach ihrem

Bild gemacht. Und wenn der Regen in den
Gehäusen hängt oder im Gras, so ist jeder
Tropfen in der Sonne voll von den Farben der
Edelsteine am Thron Gottes. Das Wasser ist
voll von Gottes Botschaft, von der Freude der
Himmel. Wer Freude hat in sich, wird sie
tragen zum Wasser . . . er wird hingehen zu ihm
und hören die Sprache der Wolken mit der Erde.“

Lange saß der Alte nachdenklich da. Dann
hob er wieder den Kopf. „So hast du nicht
wollen wegwerfen das Leben, was dir Gott
geschenkt hat?“

„Warum hätt' ich sollen wegwerfen das
Leben?“

„Seidel!“ sagte Fischl Borowitz, „so sollst du
wissen, daß ich dich will lassen zu gehen auf
die Schul' nach Lemberg.“

„Ich weiß.“

„Dreimal is gewesen dein Großvater in
meinem Traum und hat mir gesagt, dich zu
lassen auf die Schul'.“

„Hat er dir gesagt?“ fragte Seide langsam
und stockend.

Und als Fischl Borowitz nach längerem
Sinnen wieder zu sprechen anfangen wollte, sah
er, daß Seide eingeschlafen war.

* * *

Da stellte sich in Lemberg heraus, daß Seide Borowiz gar nicht Seide Borowiz hieß.

Was da hinten in der jüdischen Welt von Schwolków galt, galt nicht vor der Behörde des Staates, der bei der Aufnahme des neuen Schülers zum erstenmal seine Augen prüfend auf dessen Papier richtete. Es ging den Staat gar nichts an, daß Fischl Borowiz die Scheindl Schugmann nach jüdischem Ritus geheiratet hatte. Eine solche Ehe, der die behördliche Form fehlte, hatte vor dem Staat keinen Bestand. Er erkannte den Sohn aus einer solchen Verbindung nicht als ehelich an, sprach ihm den Vatersnamen ab und ließ ihm nur den der Mutter. Und es ging den Staat ebensowenig an, was da mit dem Vornamen geschehen war, um den Tod zu betrügen.

Seide Borowiz wurde als Arhe Leib Schugmann in die Register der Schule eingetragen. Er fühlte sich darum nicht verändert, ließ es über sich ergehen und hörte auf den einen Namen ebenso wie auf den anderen.

Die Lehrer nannten freilich auch den neuen Schulnamen nicht oft, sie sahen Seide nicht einmal sehr oft an. Alle waren sich darin einig, daß er wohl das abschreckendste Menschenwesen sei, das je Gott erschaffen habe, und jeder notwendige Blick, jedes unumgängliche Wort an

ihn wurde nur durch die eiserne Pflicht erzwungen.

Er war da aus seinem schmutzigen Winkel aufgetaucht wie ein sagenhaftes Ungetüm, schleppte den Geruch armseliger Zimmer und ungelüfteter Kleider in die hellen Schulstuben. Er war unheimlich und grauenhaft, man stellte sich so, daß man ihn während des Unterrichtes nicht anzusehen brauchte; die Lehrer, die in der ersten Klasse zu tun hatten, bedauerten einander gegenseitig.

Keiner seiner Kameraden wollte neben ihm oder hinter ihm sitzen. Das Gewächs an seinem Hals war in der letzten Zeit üppig aufgegangen, es glich einem jener Schwämme, die man Bärenstapen nennt, einem strauchartigen Gewirr unzähliger Zapfen und Täpfchen, strotzendes geiles Zackentwerk aus braungelbem Fleisch. Dieses Gewächs immer vor Augen zu haben war wirklich nicht schön, man konnte es keinem der Kinder zumuten. So setzte man Seide ganz hinten an die Wand, und als Nachbarn gab man ihm den Fossil Wastuch, der zugleich mit ihm in die Realschule gekommen war und der als Heimatsgenosse den Anblick doch gewöhnt sein konnte.

Seides Glück war, daß er als fast erwachsener Mensch unter eine Schar von Kindern gesetzt

wurde. Mit seinen nahezu zwanzig Jahren ragte er wie ein Sturm über die Zehn- bis Vierzehnjährigen der ersten Klasse. Als Gleichaltrigen hätte ihn ihre Grausamkeit ohne Zweifel zerfleischt, an den ihnen an Wuchs und Jahren so Überlegenen aber getrauten sie sich nicht heran, obzwar es die Frechen unter ihnen an gelegentlichem Spott und Hohn nicht fehlen ließen. Es unterschied und trennte ihn auch außerdem dies von den übrigen, daß er die Schule und ihre Aufgaben als eine ernste Sache ansah, nicht als ein Spiel, das man leichtem Herzens mitmachte, oder als eine Unannehmlichkeit, der man sich mit allerlei List zu entziehen suchte.

Er wohnte zusammen mit Jossel Baltuch bei Bernhard und Sahra Wehmut in der Armenischen Gasse. Bernhard Wehmut handelte mit allen Dingen zwischen dem Firmament und der bewohnten Erde und verstand sein Geschäft so gut, daß er zum beeideten Sachverständigen für verschiedene Dinge bestellt war. Frau Sahra Wehmut hatte sich in Bettfedern spezialisiert, und die Verbindung ihres Handels mit dem Gänsegeschäft der Frau Reie Baltuch war im Laufe der Jahre so fest geworden, daß man es als durchaus selbstverständlich fand, die beiden Schwolkówer Studenten bei ihr unterzubringen. Sie bewohnten miteinander ein schmales Kabinett der Hofseite.

Zwischen den beiden Betten war ein Durchgang, drei Hände breit, die Kleider hingen in einem gemeinsamen Schrank, auf den gemeinsamen Arbeitstisch am Fenster fiel das Licht, das übrigblieb, nachdem der größte Theil von einer großen Feuermauer verschluckt war.

Hier begann Seide Borowiz die Grundfesten seines neuen Lebens aufzuführen, mit einem Eifer und einer Hast, als gelte es, die vielen veräumten Jahre in einem einzigen nachzuholen. Der langsame, einer weit jüngeren Entwicklungsstufe angepaßte Lehrgang der Schule befriedigte ihn nicht und machte ihn ungeduldig. Er schob dem Gebotenen und Beforderten weit voraus und blieb jeweils auf Seite hundertfünfzig unwillig stehen, darüber den Kopf schüttelnd, daß die anderen erst auf Seite fünfzig waren und nicht nachkommen wollten. Sein beständiges Sinnen ging dahin, wie er es anstellen sollte, anstatt in den vorgesehenen sieben Jahren in einer weit kürzeren Frist fertig zu werden.

Darüber konnte er so ins Brüten kommen, daß er krötenhaft gedunsen in einem Winkel saß und, von der Umgebung vollkommen abgeschieden, sich mitten in einer Jagd lebhafter Szenen befand, von denen er nicht sagen konnte, ob sie sich schon zugetragen hätten oder erst zutragen würden. Es war Eile geboten, das wußte er,

es galt einen Vorsprung einzuholen; und anstatt mit eisernem Takt darauflos zu marschieren, kroch man schneckenhaft weiter und verweilte sich an jedem Stein und Baumstamm der Straße zur Wissenschaft.

Alle Sonntage und sonstigen, von den übrigen Jungen gern gesehenen schulfreien Gelegenheiten waren ihm ein Greuel. Er brachte es nicht über sich, zur Weihnachtszeit die Bücher zu verlassen. So gern er wohl Schwolków gesehen hätte, es kam ihm vor, wenn alle gingen, müsse doch er auf dem Posten bleiben; und während Jossel daheim gedankenlos die Freiheit vom Unterricht genoss, umstieg Seide Borowiz knurrend und haßerfüllt das verschlossene Schulgebäude.

Auch die Osterferien verbrachte Seide in Lemberg, und diesmal brauchte er nicht gegen die träge Schule zu murren, denn er hatte endlich einen Weg gefunden, wie er seine Lernzeit verkürzen könnte. Er hatte erfahren, daß nichts entgegenstände, wenn er am Beginn des nächsten Jahres die Prüfung für einen höheren Jahrgang abzulegen versuchte. Und nun hatte er sich über die Bücher der beiden folgenden Klassen gestürzt, mit einem wahren Raubtierhunger packte er sie an, um im Herbst mit beiden Beinen gleich in die vierte springen zu

können. Gelang es ihm, im nächsten Jahre dann wieder neben dem Stoff des laufenden Jahrganges auch den der beiden folgenden Klassen zu bewältigen und die Prüfung für die siebente zu bestehen, so hatte er mit zwei Sägen die ganze Bahn durchmessen.

Nun rauchte es um ihn von heftigster Gehirnarbeit, wenn er in sich laufte, hörte er das Getöse einer Mühle. Wasser stürzte dröhnend über Schaufelräder, stampfend und polternd pochten schwere Hämmer, Erz wurde zerklöpft und geschlämmt, um gediegenes Metall zu gewinnen. Zum erstenmal kam Seide in dieser Zeit zu einem vollen Gefühl seines Selbst, eine bisher immer in ihm hochende Dumpsheit war gewichen, er spannte seine Kräfte in höchster Klarheit aus und gelangte zu einer sehr merkwürdigen, bisher unbekanntem Empfindung seines Körpers und aller seiner einzelnen Theile. Wenn er wollte, konnte er seinen Oberschenkelknochen spüren oder sein Becken oder etwa die Leber oder irgend einen Muskelstrang an seinem Rücken. Nicht etwa nur in einer dumpfen allgemeinen Empfindung örtlicher Schwere und Gegenwart, sondern in aller Begrenztheit, jedes Stück seiner besonderen Natur nach. Den Knochen hart, spröde, hohl, mit runden Höckern an den Enden und der Flüssigkeit der Gelenkkapsel. Das

innere Organ, weich, glatt, empfindlich, mit leichten Schwellungen oder Knoten und weißen Bündeln von Nerven und dicken Röhrensystemen von Adern, die hineinleiteten oder hinausführten. Den Muskel als ein zitterndes, belebtes Stück Fleisch zwischen Sehnenbändern, rot, von Blut strotzend erfüllt, voll von Energie, die auf einen leisen Tasterdruck des Gehirns spielen konnte.

Er empfand sich solcherart selbst skelettiert und anatomisiert und besaß eine unerhörte Macht über alle Bestandteile seines Leibes, deren jeder in den höchsten Steigerungen dieses Zustandes seiner Willkür hemmungslos unterworfen war.

So vertieft war er in seine plötzlich verdreifachte Aufgabe, daß er Tossels Rückkehr von den Osterferien kaum beachtete und nicht darüber hörte, welche Neuigkeiten aus Schwolków vor ihn hingepflanzt wurden. Plötzlich aber drang eine von ihnen wie durch eine Fuge seines Panzers mitten in ihn hinein.

„Was hast du gesagt, Tossel . . . a Bahn wird gebaut?“

„A Bahn wird gebaut von Schwolków nach Brzezany.“

„Werd sie doch gebaut?“

„Ja . . . und es sind a Menge Arbeiter da . . . Italiener! Sie machen a Geschrei, wenn sie

miteinander spielen. Und jeden Sonntag stechen sie sich mit langen Messern.“

„Sind auch Ingenieure da?“

„A ganze Masse.“

„Der Richard Meier is auch dabei?“

„Ja, der Richard Meier auch, sein Schnurrbart is jetzt ganz dick und kurz abgeschnitten, und er tragt jetzt einen Zwicker mit nur einem Glas.“

„Is er oft bei euch?“

„Drei- oder viermal war er da in der Woch' . . . er kommt immer am Abend nach der Arbeit. Die Gitl hat doch angefangen zu lernen Französisch. Da sitzt er mit ihr auf dem Sofa und lernt mit ihr. Und die Mamme hat doch gebaut a großen neuen Stall und für die Gänselebern zum Paden a Fabrik mit Fußboden aus Beton. Da soll werden hinaufgesetzt a Stockwerk mit Zimmer zum Wohnen, und der Richard hat gesagt, wenn das fertig is, wird er ziehen zu uns. Jetzt wohnt er ja beim Goldberg. Da sind Wanzen in die Betten, und der Richard sagt, er is so a Schweinerei nicht gewöhnt.“

Es wurde weiter vom Schwolkówer Bahnbau nicht mehr gesprochen, und Seide Borowiz stürzte sich wieder auf seinen Stoff, knetete ihn mit einer wilden Wucht und schlang ihn gierig in sich hinein. Briefe kamen aus Schwolków, Fischl

Borowik mahnte mit Salmudworten, über die weltliche Wissenschaft die göttliche Weisheit nicht zu vergessen, Frau Scheindl fügte hinzu, was sich in der Gemeinde begeben hatte. Die Frau des Schammes Sauber war gestorben; Erul Isser Morgenstern war in das Geschäft seines Vaters eingetreten, und Bonze Stöckl hatte ihm seine eigene Tochter angehängt; Frau Leie Baltuchs Gänseleberhandel blühte noch einmal so lebhaft seit der Erbauung der neuen Ställe und des Backraumes mit dem betonierten Fußboden. Sie trieb den Hochmut so weit, ihr Unternehmen jetzt Fabrik zu nennen.

Das Schuljahr ging schon zur Neige, der Unterricht war noch schlaffer geworden, die letzten Tage rannen spielerisch aus.

Es war alles bezahlt, was bei den Eheleuten Wehmut an Kosten aufgelaufen war, und so schien es seltsam, daß noch ein Geldbrief an Jossel Baltuch kam.

Jossel nahm ihn an der Tür in Empfang und riß den Umschlag auf.

„Jossel,“ sagte plötzlich Seide, der mit dem Rücken gegen die Tür an den Arbeitstisch geschmiedet saß, „Jossel, du hast bekommen a Brief von Gittl.“

„Wie weißt du . . . ?“

„Ich weiß, Jossel . . . Sie schickt dir Geld.“

Was hat sie dir zu schicken Geld. Du sollst ihr kaufen a Ring. Sie hat sich verlobt mit Richard Meier."

Fossil stand, den Brief in der Linken, einen Zwanzigfronenschein in der Rechten, zwischen den Betten. „So soll ich leben, Seide . . . sie hat sich verlobt.“ Und plötzlich schrie er entzückt auf: „Jai, Seide, was du kannst . . .? Seit wann kannst du das?“

An Seides Hals, an der linken Seite, neben dem Gewächs, war nämlich eine faustgroße Beule entstanden. Sie wuchs unterhalb des Ohres mit großer Schnelligkeit aus dem Hals, es zitterte in ihr, als würde unter der Haut eine dicke Flüssigkeit geschüttelt, und dann verschwand sie ebenso rasch. Aber als sei sie eben nur durch den Hals gewandert, wuchs sofort an der anderen Seite unter dem rechten Ohr eine genau gleiche Beule hervor, zitterte eine Weile und verschwand.

„Mach das noch einmal!“ bat Fossil.

Seide Borowitz drehte sich auf seinem Sessel um . . . „Ja und schau, was ich noch kann,“ schrie er lustig und begann seine Nase rasend schnell im Kreis zu drehen. Sie zuckte durch das ganze Gesicht, war bald unten am Kinn, bald mitten auf der Stirn, bald an einem der beiden Ohren, und es war wirklich schauerlich

komisch, wie die übrigen Teile des Gesichts dem wandernden Mittelpunkt zu folgen strebten, sich nach Bedarf verkürzten oder streckten, nun straff gedehnt anlagen und jetzt in Falten zusammengeschoben waren. Augen, Mund und Wangen rutschten am Schädel herum, veränderten ihren Platz über den Knochen, als wären sie in bitterster Angst, die Nase gänzlich zu verlieren.

„Noch, noch!“ kreischte Tossel vor Vergnügen. Aber Seides Kopf sank mit einem leisen Knacks vornüber, er gab Tossel keine Antwort mehr und rührte sich lange Zeit gar nicht. Später ging er dann mit Tossel aus, um den Ring für Sitl zu kaufen.

Gleich am zweiten Tag nach seiner Heimkehr nach Schwolków sah er Sitl mit Richard auf der Straße. Sitl trug ein helles Kleid von städtischer Machart, Richards Arm lag mit weltmännisch lässiger Zärtlichkeit in ihrem.

Er grüßte Seide Borowitz obenhin, Sitl lachte ihn glücklich an, sie hätte ihre junge Seligkeit auch einem Angeheuer des Abgrundes in die Frage gelacht. Als Seide vorüber war, wandten sich beide nach ihm um. „Mein Gott,“ sagte Richard, „der hat auch den Raftan abgelegt.“ Und nach ein paar Schritten fügte er bissig hinzu: „Jetzt schaut er ganz und gar wie ein Schimpanse aus.“

Sitls Lachen aber war vergangen. Es war ihr, als lege ein Strom von Kälte hinter Seide her, fröstelnd drängte sie enger zu Richard heran, und ihre Hand tastete sich längs des Armes bis zu seinen Fingern.

Beim Mittagessen erzählte Seide, er habe Sitl heute mit ihrem Verlobten gesehen.

„Ja, sie wird den Richard Meier heiraten,“ sagte Frau Scheindl gedrückt. Schmerzlich rührten sich abgetane Hoffnungen. Und sie fuhr hastig fort, zu erzählen, daß Leie Baltuch zuerst sehr aufgebracht gewesen sei und nicht habe verstehen wollen, warum Sitl warten solle, bis Seide die Schule beendet habe. Sie habe keine Lust, ihr Mädchel altbacken werden zu lassen. Und als dann Richard Meier gekommen sei, als Bahnbauingenieur mit einem Gehalt wie ein Fürst, habe sie ihm die Sitl sehr bald an den Hals gelegt. Und betreffs Seides habe sie sich sehr obenhin geäußert: „Wer überlegt, bleibt übrig.“

„Aber er möge sich nicht darum scheren, sagte Scheindl, es gebe noch andere Mädcheln als die Sitl, und wenn er erst einmal zu seinem Geld noch die Gelehrsamkeit erworben habe, würden sie sich um ihn drängen.“

Seufzend betrachtete Fischl Borowitz den Sohn, der ihm da in deutschen Kleidern aus Lemberg

zurückgekommen war, in einem Anzug aus gelbgrünem, rauhem Stoff, und fragte sich betrübt, ob es wirklich nötig sei, behufs Erwerbung der Gelehrsamkeit die Kleidung der Väter zu verwerfen.

* . *

Der Blick von oben in das Baugerüst der großen Salüberfegung war großartig und fürchterlich. Sitl hielt sich am Geländer fest. Sie sah das Gewirr der Balken unter sich, diese durcheinanderlaufenden Stangen, die Druck und Gegendruck abnahmen und vermittelten, das steile Gekletter der Leitern, Laufplanken über Abgründen, schmale Bretter, auf denen hämmernde Arbeiter saßen, Winden, über die armdicke Seile liefen, Seilbahnen, baumelnde Lasten, die von unsichtbaren Kräften hochgezogen wurden. Das war nicht schön auseinandergespannt und gegen den Himmel geheftet, wie dann, wenn man den Brückenbau von Salgrund aus betrachtete, sondern verkürzt, zusammengeschoben, ineinandergedrängt, voller Rätsel für den hinabsinkenden Blick, eine erstaunliche Wildnis, in der man sich nur durch einen Zauberschlüssel zurecht fand. Man sah neben dem Bachbett aus dem Gestrüpp die kurzen stämmigen Pfeiler wachsen, die Stumpfen der ungeheuren Stützen, die einst die Bahn-

brücke tragen würden. Nur die den Salzhängen nächsten Pfeiler Schienen schon ihr Maß erreicht zu haben, denn sie begannen sich im Gerüst schon vorzubeugen, Ansätze von Wölbungen klebten an den Quadern, die steinernen Stämme trieben den Nachbarn starke Aste entgegen.

Blötzlich aber fingen sie an, sich im Kreis zu drehen, die Gerüste hoben sich, schwankten, stampften den Grund, alles Balkenwerk kroch durcheinander, wurde lebendig wie erstarrt gewesenes Gewürm, das sich in der Wärme regt, selbst der Salzgrund, der bisher unbeweglich dagelegen hatte, stülpte sich auf und schob seine Ränder höher am Himmel hinan. Das Geländer, an dem sich Eitel hielt, glitt ihr durch die Hände, man zog es ihr fort, sie fühlte sich dem Abgrund preisgegeben, mit einem Stöhnen schloß sie die Augen.

Richard Meier legte den Arm um ihre Hüften und drängte sie fort. Sie überließ sich dem beruhigenden Zug, schritt tappend in seinem Schutz über Planken, stolperte durch einen Wald behauener Hölzer, der von lauten Menschenstimmen und dem Dröhnen der Arbeit erfüllt war. Ohne die Augen zu öffnen, spürte sie die Abgründe links und rechts, den Wind, der aus ihnen aufstieg, den schweren, nachdrücklichen Gesang der Tiefe. Nun trat sie wieder Gras und Steine,

das Schwanken verlief sich hinter ihr, sie konnte die Lider heben, die Beklemmung verlief ihre Brust. Tiefatmend und dankerfüllt sah sie Richard in die Augen. Die Welt stand wieder vertraut und fest um sie, mit Steinhäufen, Erdhügeln, fargem, zertrampeltem Gras, kurzen Kurven von Feldbahnen, die sich irgendwo in eine Narbe des Hügelhanges hineinbogen, wie doppelte Sichel, die zum Schnitt angelegt sind. Bretterbuden waren da und dort in diese Maulwurfsgegend gestellt, Bauhütten und Baracken, vor denen die Nachtmahlpolenta der Italiener in ruhigen Töpfen kochte.

Jetzt erst verstand Sitl so ganz die Größe der Leistung eines Kopfes, der alles das eronnen hatte, der alles anordnete und dem sich alles fügte.

„Und das hast du alles ausgerechnet,“ sagte sie voll Bewunderung. Richard Meier genoss ihre Andacht mit vollen Zügen. „Einen Seil, einen kleinen Seil,“ schränkte er bescheiden ein und freute sich über ihr Kopfschütteln, mit dem Sitl bedeutete, sie wisse schon, was sie davon zu halten habe.

Langsam gingen sie einen Feldweg entlang, von der Arbeitsstätte fort, dem dunkeln Wald zu. Er sah ihr von der Seite in das feine, kluge Gesicht, voll verliebter Zärtlichkeit, mit

einem innigen Empfinden der Schönheit dieser Stunde, in der sie einander so ganz nahe angehörten. Das Dunkle, Bedrohliche im Hintergrund der Zeiten war weit fortgeschoben und von dem strahlenden Licht der Gegenwart wie von einer Wand undurchdringlichen Glanzes verdeckt.

„Wir werden drei Zimmer haben . . . oder vier . . .“ sang Gitl leise vor sich hin. „Dein Arbeitszimmer wird nach Norden liegen, gutes Licht brauchst du zu deiner Arbeit. Vier Zimmer auf der Karola Ludwika oder am Ograd Miejski.“

„So viel Zimmer du willst . . .“ sagte er heftig und riß sie so plötzlich an sich, daß ihr Kopf gegen die Schulter fiel. Mit einem leisen Stöhnen wühlte er seine Lippen in die ihren, bis er die starken, weißen Zähne fühlte.

„Das wird schön . . .!“ Erschöpft und glücklich sah sie ihn an, als sie wieder befreit war. Ihre Lippen brannten röter als der wilde Mohn am Feldrain.

Eine alte, morsche Bank stand am Waldrand. Verwachsene Wege zogen sich hinter dem Gebüsch in den Wald hinein, aus Botodischen Glanzzeiten träumten steingefasste Quellen und steinerne Tische in einem Rund steinerner Sitze zwischen den Bäumen. Große Herren und schöne Frauen aus dem Schlosse dort unten

über Schwolków hatten hier galante Mahlzeiten und kleine sommerliche Liebesfeste abgehalten. Alle Büsche waren voll von zärtlichem Flüstern, in den Wipfeln der alten Buchen hingen noch Lautenklänge und lustige, schön gedrechselte französische Liedchen, die im Sonnenschein leise zu klingen begannen und wie flimmernde Goldblättchen niedersanken. Walddauben gurrten tief und brünstig.

Sie sahen nebeneinander auf der Bank, Richard sah auf Gits Füße nieder und zog den Amrik mit dem Spazierstock im weichen Boden nach.

„Du wirst dann auch andere Schuhe tragen ... für deine kleinen Füße kleine gelbe Schuhe ... oder feine Lackstiefel mit hohen Stöckeln und Summi ...“

Errötend zog sie die vertretenen, aufgequollenen und durch schiefe Absätze verunstalteten Stredinger unter den Rocksaum. „Die Mamme spart ...“ sagte sie verlegen.

„Du mußt Mama sagen oder Mutter ... nicht Mamme,“ stellte er aus. Giti senkte den Kopf, das Herz tat ihr ein wenig weh ... „Aber sie wird mir mitgeben,“ fuhr sie eifrig fort. „Das Geschäft geht gut. Sie kann herausnehmen. Wir können uns einrichten damit. Brane hat ihr zugeredet und vorgerechnet, daß es geht. Weißt du,“ sagte sie lustig und wieder

oben auf, „ich glaub', die Brane is selber verliebt in dich. Sie möcht' sich selber absparen, daß mir die Mutter mehr kann mitgeben, und daß ich alles hab' so wie Didonje Stöckl.“

Die Gebüsche rauschten stark hinter ihnen im Leben ihrer Erinnerungen, fast als dringe ein Mensch durch sie hindurch. Nachdenklich sah Richard vor sich hin. „Es wird nur noch a Weile dauern. Zuerst hab' ich geglaubt, es wird gehen im Herbst. Aber man muß überall haben Protektion. Der Nußbaum is eingetreten zugleich mit mir, und heute is er schon Oberingenieur. Warum? Is er besser als ich? Nein! Aber er hat einen Onkel bei der Landesbank, die das Geld gibt. Ich hab' niemanden. Bis zum Frühjahr wird's schon dauern.“

„Ich kann warten, Richard!“ sagte Gitl schlicht und lehnte den Kopf hintenüber.

Richard sah ihr Haar gegen die grüne Wand des Haselnußstrauches geschmiegt, kleine Zweiglein spielten um ihre Schläfen. Voll zaghafter und schmerzlicher Rührung folgte er den verschlungenen Wegen der blauen Adern unter der Haut. Ein großer Zweig, der sich weit hinten aus der dicken Wirrnis des Strauches über ihr Gesicht bog, nickte heftig.

Blößlich schrak Gitl zusammen. Richard war aufgesprungen und starrte mit einem wilden

Gesicht ins Gebüsch. „Es ist jemand da,“ zischte er, sein Stoc schlug heftig ins Gezweig. Er setzte über die Bank und warf sich schwer mit der ganzen Wucht seines Körpers in das Strauchwerk. Schnellende Äste trafen Giti schmerzlich an Schulter und Wangen, drinnen im Gewirr krachte und brach es, es war, als würde der ganze Busch aus dem Boden gerissen. Laufen und Reuchen verlor sich im Wald. Giti saß mit klopfendem Herzen da . . ., unten an der Waldecke sprang ein Mensch hervor, so schnell, daß man nur die plumpe Masse sah, rannte über den Weg und duckte sich in die kleine, überbuschte Schlucht, die sich in das Tal hinabwand.

Jetzt sprang auch Richard aus dem Wald, stand hoch am Wegrand, ungeschlüssig nach allen Seiten spähend. Die Lust zur Verfolgung schien ihm vergangen zu sein, er wandte sich um und kam langsam den Weg hinan, sein Stoc mähte die Disteln am Rain.

„Weißt du, wer es gewesen ist?“ fragte er keuchend, mit verrinnender Wut, „Seide Borowig ist es gewesen. Seide Borowig! Was hat er sich da hinter uns zu verstecken?“

Giti saß unter kaltem Schauer. „Ach Richard,“ klagte sie, „er ist doch immer da. Ich kann nicht ausgehen, ohne daß ich ihn hinter mir

habe. Was will er noch? Er brennt mir mit seinen Augen Löcher ein. Was will er denn?"

Mit einem heftigen Schlag seines Stockes traf Richard einen Stein, daß er im Bogen über das Gebüsch flog: „Soll ich ihn nur einmal kriegen!"

„Nein . . . nein," schrie Gitl, von Angst aufgetrieben und an Richards Brust geworfen, „du darfst ihm nichts tun. Das wär' ein Unglück."

„Warum ein Unglück?" Finster lagen die Brauen, enge über der Nasenwurzel.

„Ich weiß nicht, Richard . . . ich weiß nicht. Aber du sollst ihm nichts tun . . . hörst du! Nimm mich nur fort von hier."

Er erwiderte nichts, biß die Zähne zusammen und griff nach ihr mit einem solchen Erschrecken, wie man aus qualvollen Träumen, in denen man vom Tod gewürgt wird, im Dunkeln nach der Liebsten tappt. —

Aber es geschah, daß Gitl selbst ihren Freund gegen Seide zu Hilfe rufen mußte. An einem übermäßig heißen Sommertag kam Gitl gegen Abend von einem ihrer Dorfgänge. Der August mauerte zwischen Morgen- und Abenddämmerung die Stunden wie glühende Lavaquadern hin. Es war wirklich, als sei der Sonnenschein eine träge, zähe Flüssigkeit, die aus den Pforten der Nacht, noch heiß vom gestrigen Tage, heran-

geronnen kam und, sich immer mehr erhitzend, in weißglühenden Blöcken aufeinandergetürmt wurde. Man ging, wo man sich auch befinden mochte, stets neben einer Mauer von Glanz und Hitze hin, mit geblendeten Augen, einen heftigen Schmerz auf dem Grund der Pupillen und mit brennendem Hals, der vom Schlund an mit trockenen, dünnen Haaren bewachsen zu sein schien.

Sitl kam zwischen den Feldern daher, auf denen der Schnitt zum Seil schon begonnen hatte. Unermesslich dehnten sich die Getreidebreiten zwischen den Dörfern hin, umschlossen sie, als wollten sie die Häuser überwuchern, als wären sie in einem Übermut von Fruchtbarkeit und Erntesegeu mächtiger als alles Menschenwerk und selbst als die Wälder, die sich vor ihnen schmal und zaghaft auf die Hügelkämme zogen. Mit benommenem Kopf und summen- den Schläfen, mit lehmschweren Gliedern ging Sitl dem Ort zu; manchmal hatte sie Stoppelfelder neben sich, auf denen die Garben eben gebunden und zu Mandeln gestellt wurden. Aber wenn sie dann wieder in die Engpässe zwischen den rauschenden Mauern der Halme einbog, so konnte man denken, daß alles Erntemühen der Leute vergeblich bleiben müsse, daß diese Welt von goldgelber Fülle unbezwinglich sei, und daß die Erde mit ihrem Sommergesticht

in den Winter eingehen müsse. Die Sonne wehrte sich gegen die Menschenarbeit. Fast täglich erzählte man von plötzlich zusammengebrochenen, vom Sonnenstich getroffenen Mähern, und auch Richard berichtete, wie schwer selbst seine der Hitze doch gewohnten Italiener zu leiden hätten.

Fing es so an, daß die Gedanken durcheinander wirrten? Reiner konnte recht zu Ende ablaufen, viele traten gleichzeitig hervor, drängten sich um irgend etwas, das man nicht recht wahrnehmen konnte, so wie Menschen auf der Straße um einen, der am Boden liegt, zusammenlaufen. Dann war auf einmal alles Wortgemäße aus dem Kopf genommen, Bruchstücke von Bildern schwankten blaß durcheinander, bisweilen klang ein einzelner Nerv schrill auf wie eine von unkundiger Hand berührte Saite.

War der Mensch da vorn, im Engpaß zwischen Gerste und Korn, aus diesem Bildergewoge hervorgegangen, oder stand wirklich Seide Boro-witz da?

Er sprach, also war er es wirklich, aber Still war vom Gang in der heißen Sonne zu stumpf, um sonderlich zu erschrecken. Er war ihr von dem Tag hergestellt wie eine Ausgeburt, der Hitze, und es mußte geduldet werden, daß er neben ihr ging.

Da der Weg zu eng war, um ihn zu zweit zu schreiten, trampelte er neben ihr durch das Getreide, mit den Armen schlenkernd, um die hohen Halme zur Seite zu biegen; manchmal verschwand er hinter einem Vorhang manns- hoher Ähren, dann brach er wieder vor, beugte sich zu Sitl und versuchte, ihr ins Gesicht zu sehen. Er zog eine Furche hinter sich her wie eines der Korngespenster, von denen die polnischen Bauernmärchen erzählen.

Was er sprach, konnte ja gleichgültig sein, das Summen in Sitls Schläfen war stark genug, um seine Worte nicht anhören zu müssen. Aber da war eins, das er immer und immer wieder vorstieß, ein Wort, das in seinem Mund mit Spigen und Widerhaken versehen worden war, und das sich wie eine Harpune endlich in Sitl festsetzte.

„Was ist es mit Richard?“ fragte sie widerwillig, als sie sich festgehalten fühlte.

„Nix . . . nix,“ hörte sie Seide wie von fernher, „es is a braver Mensch, a schöner Mensch. Er wird's bringen zu was bei dem Masel, was er hat.“

„Was redst du da von Richard? Gehst er dich was an?“ Langsam ließ sie sich wieder sinken, erschlaffte nach der Anstrengung der Frage.

„Was soll er mich angehen?. Ich sag' nur . . .

er will's bringen zu was. Und er wird's bringen zu was . . . , so oder so.“

Der Weg bog ein wenig nach links und fiel ab, es sah aus, als sei es von seinem Rand in den rotflammenden Abendhimmel hinein nur ein paar Schritte. Ein Wald war wie eine schmale dunkle Schwelle unter ihm. Den ganzen Tag hatte die Sonne Blut auf den Gang geschüttet, nun lag die Hitze gesammelt in dicker Schwüle, der Wind, der sich in der Ebene aufmachte, trieb sie ihnen entgegen, betäubte Gittls Sinne.

Sie hatte bisher vermieden, Seide anzusehen, nun wandte sie ihm ihr Gesicht zu. Sie sah ihn nahe vor sich, klebrig und glänzend von Schweiß, er grinste vor Eifer, zwischen den klaffenden Lippen lagen die grüngelben, mit Schleim überzogenen Zähne. Seine Augen aber umspannten sie mit jenem Blick von Begierde, der ihr überallhin folgte und bis in ihre Nächte drang.

„Ich glaube dir nichts,“ sagte sie aus ihrem Tiefsten heraus, „du lügst.“

„Ich hab' es doch gesehen, Gittl,“ schrie er, „nimm dich in acht vor ihm, Gittl. Er hat dir verdreht den Kopf . . . und er wird dich sitzen lassen. Du bist a armes Mädl gegen ihn . . . er stellt sich vor den Spiegel, schaut sich an mit

seiner Krawatten und seine breiten Schuh und sagt: Kann ich nicht a andere haben?"

Sie fühlte ihn zu nahe und wich zurück, ins andere Feld, der Weg lag zwischen ihnen.

„Lügner!“ sagte sie dunkel und schwer, „Lügner!“ Der Gang wich rasch unter ihr, trotz der Hitze schritt sie schnell dahin, die Halme senkten ihr im Vorbeistreichen Gesicht und Hände mit all der gefangenen und bewahrten Sonnenglut eines ganzen Tages.

Seide leuchte auf dem Weg neben ihr. „Sitl . . . , die Zunge soll mir versaulen im Mund, die Augen mir austrinnen, und Würmer sollen mich fressen bei lebendigem Leib, wenn ich nicht die Wahrheit sag'.“

„Was hast du gesehen?“ fragte sie verwirrt.

„Was ich hab' gesehen? Hast du nicht gehört? Wie das Mäd'el hat schön getan mit ihm . . . , die Tochter vom Baurat oder was er is. Auf dem Arbeiterfest am vorigen Sonntag. So hat sie gehoben das Glas und hat angestochen mit ihm und hat ihm in die Augen geschaut. ‚Fang mich ein!‘ hat sie mit den Augen gesagt, ‚ich lauf nicht weit.‘“

„Dul Dul!“ Und rascher ging Sitl weiter, als wolle sie ihm entkommen.

„Warum hat er dich nicht mitgenommen, Sitl? Warum war er dort nicht mit dir? Was hat

er dir gesagt, warum er dich nicht mitnimmt? Bist du nicht seine Braut? Alle waren sie dort mit ihren Frauen und Bräuten, du hast können zu Haus bleiben. Und nachher sind sie alle gelegen im Gras . . ., sie neben ihm . . ., sie ist schön Gitl, nicht so schön wie du . . ., aber schön genug. Sie haben miteinander das Essen geteilt, und jeden Bissen hat sie bestrichen mit Honig aus ihren Augen . . ., und so hat sie sich immer gebogen über ihn . . ., ihre Finger haben ihn gestreichelt über dem Brot . . .“

Mit einem Ruck blieb Gitl stehen. Hier teilte sich der Weg an einem kleinen trüben Sümpfel, an dem die Erntearbeiter ihre Mahlzeiten hielten; eine grüne, bauchige Tonflasche lag in Scherben am Rand des schlammigen Wassers. Rechts hätte Gitl gehen müssen, um rasch nach Schwolców zu gelangen. Links lief der Weg in ein struppiges, verdorrtes Wäldchen und leitete dann zu der kleinen Barackenstadt, in der Richards Bauhütte lag. Gitl hatte durch die großen Schiebefenster sehen dürfen, auf den mit Blänen und Rissen bedeckten Tisch, über denen metallene Lineale, Zirkel und glänzende Instrumente bereit lagen zu Entwürfen kühner und weittragender Gedanken, wie sie täglich in Richards Kopf entstanden.

Wehte hier an dieser Stelle wirklich eine

kühlere Luft, oder war das ein Anhauch seiner klaren und von hellem Verstand durchleuchteten Welt, der sie zu sich brachte? Sitl fühlte sich vor einer Entscheidung, der Weg, den sie einschlug, führte von ihm fort oder zu ihm hin.

Einen Augenblick lang überlegte sie, wie rings von Kristall eingeschlossen, ganz auf sich gestellt.

„Er hat mir doch alles erzählt,“ sagte sie leise, und mit festen, raschen Schritten betrat sie den Weg, der nach links führte.

Eine Weile glaubte sie allein weiterzugehen, dann hörte sie Seides Trab hinter sich. Er war wieder da. „Sitl . . ., du willst mir nicht glauben. Warum glaubst du mir nicht? Du wirst bereuen, wenn es is zu spät. Hat er dir erzählt, wie sie haben miteinander getanzt? Sie ist ihm an der Brust gelegen, ganz allein haben sie sich gedreht, und alle Leute haben geklatscht in die Händ'. Sitl, er kann dir haben erzählt, was sie haben getan und was sie haben gesprochen mit dem Mund. Aber was sie ihm hat gesagt mit die Händ', mit die Augen und mit dem Leib . . ., das hat er dir nicht gesagt . . .“

Da wandte sie sich plötzlich gegen ihn, daß er vor dem schönen wilden Tier, das sich ihm stellte, zurückfuhr.

„Was willst du von mir? Geh fort . . ., ich

speie dich an! Du Lügner.“ Ihre Hände lagen geballt an der Brust, ihre Schultern zitterten.

Es quoll schwer und dunkelrot in ihm auf, eine Welle von purpurnem Blut stürzte irgendwo hervor und stieg heftig in seinem Leibe hinan. Das Bewußtsein seiner Begrenztheit fiel von ihm ab, er war plötzlich mit ungeheuren Kräften begabt, die ihm von überall her aus der Luft, dem Boden, den Bäumen zugeflossen kamen. Er war ein Sohn und Erbe des Himmels und der Erde, hatte Teil an der erhabenen und mörderischen Hitze dieses Tages, er hatte selbst Sonnenglut getrunken und fühlte sie nun in seinen Adern, seine Sohlen bebten im Pulsschlag des Bodens, das langsame, tiefe Saugen der Wurzeln ging in seinen Beinen weiter. Alles war ihm unterworfen, er hatte Gewalt über alles . . .

Er reckte sich auf, seine Arme knackten in den Gelenken, als er sie hob, um nach dem Weib da zu tappen. Gisl sah, was ihr bevorstand. Wie ein flüchtiges Winken mit einem Tuch flatterte ein zersetztes Erinnerungsbild auf. Die Greuelgruppe eines Wachsfigurenkabinetts, ein riesiger, scheußlich behaarter Gorilla, der den nackten Leib einer blassen, schlanken Jungfrau in die Wälder schleppt.

Sie rannte Seide die geballten Fäuste mit

Boxergesicht in die Rippen, sprang unter den gehobenen Armen durch und lief quer durch das Waldgebüsch geradeswegs den Berg hinab. Aber sie war noch nicht sehr weit gekommen, als sie es bereute, nicht auf dem Weg geblieben zu sein. Ihre Kleider schlugen ihr um die Beine, das Gestrüpp schleuderte bewehrte Zweige nach ihr aus wie Angelhaken, eine kleine Dichtung warf ihr tückisch morastigen Grund vor die Füße.

Sie hörte Seides Sprünge hinter sich, klatschend setzte er über die Sumpfwiese.

Im Wald hielt sich Sitl nach links, um den Weg zu erreichen. Sie bog die Zweige des Gebüsches weit zurück und ließ sie Seide ins Gesicht schnellen. So hielt sie ihn ein wenig von sich ab, aber es war kein Zweifel, daß er sie schließlich erreichen und überwältigen würde. Er würde sie niedertwerfen und ihr seine feuchte Faust in den Mund stopfen, um sie am Schreien zu hindern. Sie sprang über einen Wasserabzugsgraben am Waldrand, brach zusammen und zerflog sich das Knie an einem Stein. Drüben krümmte sich der Weg aus dem Busch hervor, die gebuckelte Wiese sank sanft gegen die Barackenstadt. Schon sah man Menschen in der Ferne, auf einem Geleise schoben zwei Arbeiter einen eisernen Rippwagen voll Erde

zu einem Schutthaufen hin, Sprengschüsse knallten, wie jeden Abend, wenn die Arbeit zu Ende ging.

Sitl dachte, nun würde Seide wohl von ihr ablassen. Aber als sie den Kopf im Laufen wandte, sah sie ihn kommen, er rannte zappelnd hinterher, mit schlankernden Armen und Beinen, manchmal torkelnd wie ein Betrunkener.

Da begann Sitl zu schreien: „Richard! Richard!“ Jetzt erst, da sie den Geliebten nahe wußte, war sie von lähmender Angst geschlagen. Herz und Lungen konnten plötzlich nicht mehr, sie fiel hin, stieß noch einmal das verletzte Knie hart an und blieb wimmernd liegen.

Schon war Seide da, keuchend rang sie mit ihm.

Richard, der Sitls Schreie gehört hatte, sah sie niedergeworfen, einen Menschen über ihr. So wie er am Zeichentisch gesessen hatte, in Hemdärmeln und Socken, rannte er die Wiese hinan. Das metallene Lineal hielt er noch in der Hand.

„Wart du! Wart du!“ knirschte er.

Mit einem Schrei warf er sich ins Getümmel. Er packte Seide mit der Linken beim Kragen und hieb ihn mit dem schweren Messingleisten zweimal über den Kopf. Seide drehte ihm das Gesicht zu. Es war von Blut, Schweiß und

Schleim überronnen, die Augen blinzelten böse und wirr. Brummend stieß er Richard mit der Stirn gegen die Brust. Richard ließ das Lineal fallen, schlug ihn mit der linken und der rechten Faust gegen die Schläfen, faßte ihn dann am Rockragen und riß ihn durch einen heftigen Ruck in die Knie. Als Seide nach den Handgelenken seines Gegners biß und aufzustehen versuchte, trat ihn Richard mit dem Fuß so wuchtig vor den Bauch, daß er hintenüberstürzte und liegenblieb.

Sitl stand leichenbläß da und ordnete mit bebenden Fingern ihr Haar.

„So ein Rujon,“ sagte Richard atemlos.

„Hast du ihn erschlagen, Richard?“ Es war vergessen, ausgelöscht, was ihr begegnet war, in der Angst um Richard und der Furcht vor den Folgen seiner Tat.

Richard beugte den Kopf tief herab, legte das Ohr an Seides Brust. „Nein . . . er atmet . . . aber ich werde Leute herschicken, die ihn nach Haus bringen.“

Sitl konnte kaum gehen, hinkend stützte sie sich auf Richards Arm. Er winkte ein paar Arbeiter heran und befahl ihnen, für Seide zu sorgen. Aber noch ehe die Rettungsmannschaft den halben Weg bergauf gemacht hatte, sah man Seide sich langsam aufraffen und seine

Glieder zusammensuchen. Er stand eine Weile wankend auf der Stelle, wo er hingestürzt war, und, als der Verstand wieder an seinen Platz gebracht war, begann er mit gekrümmtem Rücken und lang herabbaumelnden Armen den Berg hinaanzusteigen.

* * *

Für die Judengemeinde von Schwolków kam eine schlimme Zeit. Es hatte den Anschein, als ob Gott die Welt wieder einmal für eine Weile dem Teufel überlassen habe, und dieser mache sich den Spass, aus seiner historischen Karitätenkammer eine kleine Judenverfolgung hervorzuholen.

Die Aufregung begann damit, daß die eine Tochter des Häuslers Nowicki eines Abends mit großem Scheul aus dem Wald gelaufen kam und behauptete, ein Mann habe sie überfallen und sich an ihr vergehen wollen. Er sei im Dunkeln plötzlich vor ihr gestanden, habe sie an den Armen gefaßt und zu Boden gezwungen. Sie sei ihm mit den Nägeln ins Gesicht gefahren, es mußten ihm blutige Spuren davon verblieben sein, darauf habe er sie einen Augenblick lang aus den Händen gelassen, und so sei sie ihm entkommen.

Die Geschichte wäre nicht weiter verwunder-

lich gewesen, denn es trieb sich genug fremdes Volk herum; diese italienischen Arbeiter, feste Frauendiebe, denen in den Wäldern und zwischen den Hecken manches gewaltsame Abenteuer gelang, von denen die Frauen hinterher lieber kein Wesen machten. Ein eifersüchtiger Jüngling, der seinem Seilhaber einen Denktettel zugebracht hatte, war erst kürzlich selber mit Messern arg zugerichtet worden. Wenn also etwas geschehen war, so verschwieg man es lieber, um nicht erst den Gatten oder Liebhaber in Gefahr zu bringen.

Diesmal handelte es sich keineswegs um so eine läßliche Brigantengeschichte, sondern um einen viel ärgeren Fall, denn die Milka behauptete steif und fest, der Mann, der sie überfallen habe, sei ein Jude gewesen. Und als man sie fragte, ob sie ihn erkannt habe, antwortete sie, es sei wohl zu dunkel gewesen, um ihm ins Gesicht zu sehen, und außerdem habe er den Hut tief in die Augen gezogen gehabt, aber sie glaube immer, es auf den Seide Borowiz sagen zu können. Es habe sie ein solcher Abscheu und Ekel und eine solche Angst gepackt, wie auf der ganzen Welt nur Seide Borowiz einflößen könne. Darüber geriet freilich die ganze Gasse in Entrüstung, die Milka weinte sich von einem Nachbarn zum anderen, die eine Häuserzeile

hinunter, die andere hinauf, die Mutter Nowicki trompetete wie ein gereiztes Elefantentweibchen, der Vater Nowicki ging hin und schlug in jeden Knorren seines Knotenstockes einen Nagel. Und während er diesen Nägeln die Köpfe abzwickte und ihnen mit der Feile eine neue Spitze gab, schwor er, er werde sämtlichen Juden von Schwol- ków mit diesem Stock die Köpfe salben.

Während der Nacht verbreitete sich das Gerücht von dem Überfall auf Milka Nowicki durch den ganzen Ort, und als sie am nächsten Morgen ganz bestimmt zu sagen wußte, Seide Borowiz sei es gewesen, rottete sich ein Haufe von Burschen und Männern zusammen und zog mit Steinen in den Taschen und Knütteln in den Händen zum Judenviertel.

Auf dem Wege wurden dem Schammes Zauber die Fenster eingeworfen, und auch Grul Isser Morgenstern, der mit Bonze Stöckls Tochter verheiratet war, bekam ein paar Steine ins Zimmer. Jossel Baltuch, der von der Neugierde zu weit vorgetrieben worden war, wurde erwischt, aber er kam mit ein paar Ohrfeigen davon.

An der Spitze des Hausens marschierten der alte Nowicki und Stanislaw Ledmanski, der ein langer, starker Kerl geworden war. Er hatte es zu einer gewissen Berühmtheit gebracht, in-

dem er sich mit dem Preisringer eines Wanderzirkus in einen Wettkampf eingelassen hatte, dessen Ausgang unentschieden erklärt worden war, obzwar Stanislaw's Freunde behaupteten, er habe den Preisringer geworfen. Nowicki hatte einen neuen Anglimpf zu rächen, und Stanislaw Ledmanski nahm die Gelegenheit wahr, einen alten Groll zu sättigen. Vor ein paar Jahren hatte sich sein Vater, müde der unaufhörlichen Pfändungen, im leeren Stall aufgehängt, und Stanislaw schrie, indem er seinen Stock schwang, nun würden es die Juden zu büßen haben, daß sie den Vater in den Tod getrieben hätten.

Als sie aber beim Haus des Seide Borowitz angekommen waren, fanden sie das große Hofstod geschlossen, alle Fenster waren zugemacht, und vor dem Laden war die eiserne Thür mit den beiden festen Querbalken geriegelt. Wie eine Festung stand das Haus da, still, stumm und unzugänglich.

Nowicki und Stanislaw Ledmanski waren nicht die Leute, sich so leicht von einem Plan abbringen zu lassen. Einigen Jagdhasten, die sich auf ein fröhliches Scheibenzerschlagen, Herumbrüllen und vielleicht ein wenig Ladenausräumen gefreut hatten, vor einer ernstern Gewalttat aber zurückschreckten, ließen sie die Aufforderung

zukommen, sie an des Rückens Ende zu besuchen, und mit den Treugebliebenen und Entschlossenen machten sie sich an die Belagerung.

Ein leerer Wagen stand auf der Straße, an den hingen sie sich zu zwanzig und dreißig. Sie packten ihn an, setzten sich in Trab und rannten die Deichsel unter Gejohle mit wuchtigen Stößen gegen das Hofstor.

Das morsche Gebälk war solchen Scherzen nicht gewachsen, und schon glaubten sie, nahe daran zu sein, sich den Zugang in die Borowitsche Festung zu erzwingen, als die bewaffnete Macht, drei Mann stark, im Namen der Ordnung und öffentlichen Sicherheit in den Kampf eingriff. Sobald die Helme und Bajonnette der Gendarmen sichtbar wurden, verzog sich ein Teil der Stürmer in die Seitengassen. Nur die Beherzten und Trotzigten hielten stand, und Nowicki erklärte als beleidigter Vater, daß sie allen Grund hätten, den Einwohnern dieses Hauses eine gute Lehre zu erteilen.

Der Postenführer, der schon am gestrigen Abend von der Judengemeinde um Schutz angegangen worden war, ließ sich aber nicht darauf ein und bedeutete, es sei durchaus unstatthaft, daß jeder auf eigene Faust Vergeltung suche. Man lebe in einem geordneten Staatswesen, Galizien sei nicht Rußland, und sie sollten

es getrost den Behörden überlassen, Ordnung zu machen. Stanislaw Ledmanski schrieb, das sei eine alte Geschichte, daß immer nur die Juden in Schutz genommen würden, sie könnten die Bevölkerung bewuchern und bestehlen, soviel sie wollten. Und es sei keineswegs sicher, daß der Seide Borowiz nicht noch Ärgeres vorgehabt habe, als die Milka Nowicki annehme, und ob sie nicht etwa gar am Leben bedroht gewesen sei, weil die Juden wieder einmal Verlangen nach Christenblut gehabt hätten.

Daraufhin machten die Gendarmen Ernst, fällten das Bajonett und trieben die aufgebrachte Gesellschaft vor sich her, die Strafe hinab.

Fischl Borowiz und Frau Scheindl, die den Vorgängen draußen an den Rihen der Fensterladen gefolgt waren, priesen Gott und kehrten an das Bett zurück, in dem Seide seit ein paar Tagen krank darniederlag.

Die Erregung in Schwolków ging nicht so rasch zurück, und es kam in den nächsten Tagen öfter vor, daß da oder dort auf Raftan und Schläfenlödchen kleine Jagden gemacht wurden. Die Juden seufzten, trösteten einander mit den Lehren des Salmud über Beleidigung und Kränkung, über Zank und Frieden und gingen den streitbaren Nachbarn soviel als möglich aus dem Wege.

Zu Beginn der folgenden Woche kam der Postensführer in das Haus des Borowitz.

Er habe pflichtgemäß die Anzeige erstattet, sagte er, und sei von der Staatsanwaltschaft beauftragt worden, den Fall zu erheben.

Der Anblick des Helmes und des Gewehres, der ganzen gebietenden Gewalt des Mannes paßte so wenig zu dem friedlichen Rahmen des Ladens, daß Frau Scheindl fast das Bewußtsein verlor. Hinter diesem großen Menschen, dem das Helmband so furchtbar kriegerisch um das Kinn lag, sah sie die ganze entsetzliche Wucht des staatlichen Apparates, mit Handfesseln, Kerkertüren, Staatsanwälten, Richtern und Scharfrichtern, und das alles war jetzt nicht mehr zu ihrem Schutz entboten, sondern zielte auf sie und die Ihrigen. Sie kam sich vor wie ein Wurm, ein elendes, erdgebantes Geschöpf, über dessen Leib ein ungeheurer Fuß gehoben ist, der Stiefel eines Angetüms, der sich im nächsten Augenblick zermalmend nieder senken wird.

Auf die Frage nach Seide konnte sie nur mit zitternder Hand nach hinten deuten. Der Sendarm trat in das Wohnzimmer und fand Seide, zwar schon außer Bett, aber doch noch recht matt im Sessel seines Vaters sitzend.

Seide verstand sogleich, daß der Sendarm

feinetwegen gekommen war, aber er blieb ruhig und beantwortete die überflüssige Erkundigung, ob er Seide Borowig sei, mit einem gelassenen Ja.

Das Verhör nahm keine lange Zeit in Anspruch, denn gleich nach den ersten Fragen stellte es sich heraus, daß Seide vor einigen Tagen einen Krampfanfall erlitten und seither daheim zu Bett gelegen hatte. Er war mit ein paar Beulen auf dem Kopf und wie ein Betrunkener torfelnd heimgekommen. Dann hatte er zweimal vierundzwanzig Stunden in einem Zustand von Starrkrampf regungslos verbracht.

„Wir haben geglaubt, er ist tot, Herr Gendarm,“ sagte Fischl Borowig, „der Doktor ist jeden Tag zweimal dagewesen. So schlecht ist es noch niemals mit ihm gegangen. Wie kann er gewesen sein im Wald, wenn er ist gelegen im Bett wie ein Toter. Die Finger hat man ihm nicht biegen können, Herr Gendarm, so steif war er. Und denkt er denn überhaupt auf Mädeln, auch wenn er gesund ist?“

Darüber gab der Gendarm kein Urteil ab, wohl aber stellte er in seinem Taschenkalendar fest, daß Seide Borowig an eben dem Abend, an dem Milka Nowicki im Wald überfallen worden sein wollte, daheim im Krampf gelegen hatte. Und da ein Mensch nicht an zwei Orten zugleich sein kann, war der Schluß unumgäng-

lich, daß der Mann im Walde nicht Seide Borowiz gewesen sein könne.

Ein paar Kratzwunden in Seides Gesicht fielen dem Postensführer auf. Es sah wirklich so aus, als seien da Fingernägel kräftig eingesezt worden. Als er nach der Herkunft der Verletzungen fragte, konnte Seide keinen Aufschluß geben, er war eben draußen, in der Nähe der Arbeiterbaracken, zum erstenmal bewußtlos geworden und hingefallen, eine andere Erinnerung hatte er nicht bewahrt.

Fischl Borowiz wandte sich ab. Ich darf dem Menschen nicht mein Gesicht sehen lassen, dachte er, was soll er weiter nach Sachen fragen, die ihm niemand erklären kann.

Der Postensführer aber ging dem nebensächlichen Umstand nicht weiter nach, sondern erkundigte sich nach ein paar Zeugen, die Seide während seiner Krankheit gesehen hatten, und schrieb den Namen des behandelnden Arztes in sein Buch ein. Er entfernte sich mit der wohlwollenden Versicherung, daß er glaube, die Angelegenheit sei abgetan.

Fischl Borowiz hatte ihn bis zur Kadentüre begleitet; als der Helm über die Breite des Auslagefensters hinübergezogen war, wandte er sich um. „Scheindl, er hat gefragt nach die Krager in Seides Gesicht.“

„Nu?“ fragte Scheindl ahnungslos.

„Soll ich ihm sagen, daß sie ihm sind frisch und rot aufgesprungen im Gesicht, ganz von selber, wie er is dagelegen im Krampf? Kannst du dir das erklären?“

„Nein,“ sagte Scheindl kopfschüttelnd, indem sie die ganze ängstliche Unsicherheit ihres Blickes schwer an Fischls Augen hängte.

Aber auch Fischl Borowitz schien keine Erklärung zu wissen, denn er senkte den Kopf und verließ den Laden.

Übrigens schien der Staatsanwalt wirklich durch die Erhebungen zufriedengestellt zu sein. Es ereignete sich nichts weiter, und das Kettengerassel und Dröhnen von Perkertüren wich allmählich wieder aus Frau Scheindls geängstigter Seele ins Nichts.

* * *

Frau Leie Baltuch stand im Backraum ihrer „Fabrik“ und ließ ihre Herrscheraugen auf dem Sun Branes und der beiden Mädchen ruhen, die zur Arbeit aufgenommen waren. Das Geschäft hatte sich sehr vergrößert, das Geld, das aus Mendel Briesbeschwers unrentabelm Hin- und Herleihen gezogen worden war, trug sechs-
fache Zinsen.

„Zwei — vier — sechs — acht,“ zählten Leies Augen.

Auf dem blechbeschlagenen Tisch drüben lagen acht Leichen nebeneinander, acht Gänseleichen mit lang herabhängenden Hälsen. Sie waren eben hingemordet worden, aus den tiefen Einschnitten hinter dem Kopf rann das letzte Blut aus, in eine Rinne von Blech, die sich unterhalb des Tisches hinzog, die Federn an den Köpfen waren vom Blut zusammengeklebt, die Schnäbel standen halb offen, zwischen den gezackten Rändern quoll die spitze, blaßblaue Zunge vor.

Frau Leie befühlte durch die Federn hindurch die Bäuche der Gemordeten und stellte kopfschüttelnd fest, daß sie in Hinsicht des Fettes hinter den Erwartungen zurückgeblieben seien und daß man den Stopferinnen besser auf die Finger sehen müsse. Es war ja selbstverständlich, daß niemand in Schwolków und ganz Galizien Frau Leie Baltuch selbst in der Kunst des Stopfens gleichkam, aber, darum durften die Gänse doch keine mageren Späßen bleiben.

Alles war aufs beste und bequemste eingerichtet. Nebenan schnatterten sie in ihren Ställen dem Leben, dem Licht und dem Fressen entgegen. Sie unterhielten sich nachbarlich von Käfig zu Käfig, bis auf einmal eine von ihnen

in ein helles, fröhliches Getreisch ausbrach. Dann fing eine nach der anderen an, mächtig mit den Flügeln zu schlagen und zu schreien, in der Erinnerung an sonnenhelle Wiesen und an kleine Seiche, über die man halb schwimmend, halb fliegend übermütig hinsausen konnte. Sie peitschten mit den Schwungfedern die Räfistäbe, traten in die Wassernäpfe, Federn wirbelten weiß auf, bis jemand kam und in die Hände klatschte, worauf sie erschrafen und der Chor in einem erregten Geschnatter ausklang.

Wenn sie aber durch diese Tür gebracht worden waren, so waren sie in die Halle des Todes eingegangen, aus der die reinen Seelen zu den jenseitigen Wiesen und Gewässern aufstiegen, während die Leiber gerupft, aufgeschnitten und ihrer Leber beraubt wurden. Das vollzog sich täglich an einer ganzen Schar von ihnen, und zuletzt wurden die Lebern in solche Blechdosen verpackt, wie sie dort an der einen Wand aufgestapelt lagen.

Brane Elling war damit beschäftigt gewesen, die Vorräte an leeren Dosen zu zählen. Sie kam in dicken Fleckenpotschen angewandelt, denn trotz der sommerlichen Hitze litt sie auf diesem Betonboden an kalten Füßen. „Dreihundertens,“ sagte sie.

Frau Leie griff durch die Federn hindurch

den Gänsen wieder in das Fett. „Keine sieben Kilo,“ klagte sie, „wie soll ich so was ausgeben für Fettgäns? Wie komm' ich da auf meine Kosten? Futter wird verbraucht genug . . . ich weiß nicht, was die Mädeln machen. Sie müssen haben Nehmer für meinen Rukuruz.“

Brane Elling wiegte den Kopf bedenklich hin und her und wollte etwas antworten, aber in diesem Augenblick sah sie, daß die Hostür geöffnet wurde.

„Der Seide Borowitz,“ sagte sie, „a sentener Gast.“

„Laßt du dich auch wieder anschauen,“ begrüßte ihn Leie, „sag der Mamma, ihre zwei Gänse sind noch nicht. Sie wird noch müssen acht Tag warten.“

Seide Borowitz erwiderte nichts, er schaute sich in dem Raume um, als wolle er sich irgend etwas einprägen, dann ging er auf die Reihe der geflederten Leichen zu, hob einen der Hälse auf und besah die Schnittwunde hinter dem Kopf mit großer Aufmerksamkeit.

„Willst du mit Jossel sprechen, Seide?“ fragte Frau Leie, „Jossel ist heute nicht zu Haus. Er is drüben in Horozanka, eingeladen bei Wolf Meier.“

Seide ließ den durchschnittenen Hals fahren, baumelnd schlenkerte er hin und her, aus der

schwarzroten, klaffenden Wunde quollen noch zwei Blutstropfen, die schwer in die Blechrinne fielen.

„Ich komm' nur zu fragen, ob ma schon hat gebracht den Richard Meier?“

„Den Richard? Der kommt überhaupt heut nicht. Der hat heut draußen Arbeit . . ., er kommt erst morgen.“ Blöðlich gewahrte Leie Seides seltsamen Blick. Es funkelte darin von verhaltener Freude, sein ganzes Wesen schien mühsam gefaßt und gesammelt, als bedränge ihn von innen heraus ein heftig wallendes Gefühl. Und jetzt erst fiel ihr die Absonderlichkeit seiner Frage auf. „Was heißt gebracht? Warum soll man bringen den Richard?“

„Ich weiß nicht! Ich frag' nur so!“ Und ohne weitere Erklärung machte Seide kehrt und ging davon, indem er sich herausfordernd in den Hüften wiegte.

„Er wird jeden Tag mehr meschugge,“ sagte Leie, „ich weiß nicht, ob ich noch soll wohnen lassen den Tossel zusammen mit ihm.“

Brane aber waren Seides dunkle Worte schwer aufs Herz gefallen, und sobald ihre Aufgabe beendet war, die darin bestand, das Rupsen zu überwachen, die Gänseleiber aufzuschneiden und die Lebern auszunehmen, lief sie in die Küche hinüber. Rosa, die nun wieder schlanker

war, stand am Geschirrschaff und spülte Töpfe, Sitl hinkte um den Herd herum.

Sie hatte von jenem Fall noch immer eine Wunde am Knie, die sich nicht schließen wollte. Das Bein zog sie ein wenig steif nach, sie konnte bisweilen nur vorsichtig und unter Schmerzen auftreten und nahm gern jede Gelegenheit wahr, sich hinzusetzen.

„Sitl!“ sagte Brane hastig, indem sie das Mädchen am Arm faßte. „Seide Borowitz ist dagewesen. Er red't so herum!“

Sitl erschraf, da war er wieder in ihren Kreis gedrungen, er, den sie ausgeschlossen zu haben glaubte. Alle Abwehrgedanken, die sie wie Mauern um ihr Leben aufgeführt hatte, waren machtlos, diese Schutzwälle geheimnisvoller Energien, an die sie glaubte, schoben sich auseinander, und Seides ekle und unheimliche Frage sah mit spöttischer Überlegenheit herein.

„Was ist's?“ fragte sie, während der Herd zu Schwanken begann.

„Etwas mit Richard! Ob er schon gebracht worden ist, hat er gefragt.“

Ein heißes Messer schnitt durch Sitls Knie, sie hinkte zur Bank und sank zusammen. Von Branes weiteren Vermutungen hörte sie nichts mehr, alle Worte trieben wie leere Nußschalen auf dem dunkeln, schweren Gefühl, daß ein Unglück geschehen sei.

Als Brane wieder an die Arbeit gegangen war, stand Giti auf und hinkte mühsam in Richards Zimmer. Sie zog den Ubertwurf vom Bett, schlug die Decke zurück und rückte die Polster zurecht.

Am Nachmittag brachten sie ihn wirklich. Vier Männer trugen ihn auf einer Bahre, sein Kopf war mit Tüchern umwunden, die hinten mit hellem Blut getränkt waren. Es war unter den Italienern wegen einer Weibergeschichte zu einer Messerstecherei gekommen, Richard hatte sich dazwischen geworfen, und da hatte ihn einer der Wütenden, den er verhinderte, gegen den eigentlichen Feind zu toben, mit der Hacke über den Kopf geschlagen.

Sein Bett war ihm schon schon bereit, er wurde hineingehoben und lag bewusstlos auf den Polstern, die ihm Giti zurechtgelegt hatte. Sie fühlte nichts mehr von den Schmerzen im Knie, ging hin und her, lief zu Sami Goldberg und brachte einen großen Kübel mit Eis. Sie zerfleinerte es, füllte es in die Falten einer Leinwandbinde und legte die Umschläge unter Richards zerfetzten Hinterkopf. Am Abend kam der Arzt aus Horozenka, den Giti in Goldbergs Wagen hatte holen lassen. Er besah sich die Wunde genau, und als Giti über seine Schulter weg und zwischen seinen Händen den zermalmt

Schädel erblickte, dieses rohe, zuckende Fleisch, in dem eine stete Bewegung von Blut war, diese Hautsegen, mit den hineingeflehten Haaren und den schwärzlichen Krusten von Blut, glaubte sie, alles sei zu Ende.

Es war aber keineswegs so schlimm, wie es aussah. Der Arzt zog zwei schmale, scharfe Knochensplitter aus dem Brei, schnitt einige überflüssige Hautlappen und Haarbüschel fort, wusch die Wunde mit Karbolwasser und verband sie frisch.

Dann sagte er, Gisl solle fleißig die Eisumschläge wechseln und für Ruhe sorgen, und in ein paar Tagen würde Richard wiederhergestellt sein. Da war die Welt auf einmal wieder mit Gesang und Licht erfüllt, Gottes Güte strahlte auf alle Geschöpfe, große Wellen von Duft und Musik rollten zwischen Himmel und Erde heran und hoben Gisl auf schäumenden Rämmen hoch hinauf.

Der Arzt ging, und Gisl wunderte sich, daß sie ihm nicht die Hand geben konnte. Ihre Finger waren von einem Krampf in die Handfläche gezogen, und als sie endlich die Faust zu lösen vermochte, sah sie über die Lebens- und Schicksalslinie hin je vier blutige Nägelmale eingepreßt.

In der Nacht kam Richard zu sich. Sein ferner Blick erkannte in Gisls Gesicht zuerst das

Nahe wieder. Er lächelte ihr zu, seufzte ein wenig, bewegte die Lippen und tauchte wieder ins Dunkel zurück. Sitl sorgte für häufige Kühlung des zerschlagenen Kopfes, und wenn es ihr gelang, den Umschlag zu erneuern, ohne Richard stöhnen zu machen, war sie glücklich.

Gegen Mitternacht trat sie an das Fenster, die Straße lag öde und in der schwülen Hitze wie dampfendes Fleisch, die Häuser standen matt und fürchteten etwas. Sitl wußte nicht, warum ihr die Straße so unmittelbar nach einem starken Glückschlag des Herzens räuberisch und feindselig erschien. Sie war trüchtig von gewalttätiger Brunst, sie bog sich und schwoh unter ihrem Fenster an wie ein ungeheurer Muskelstrang.

Dann sah sie den Mann in einem schattengefranstem Lichtfleck, und ehe sie noch die zerfließenden Formen in einem Blick hatte zusammenfassen können, wußte sie an dem wie Schleim würgenden zähen Brauen, daß es Seide Borowiz war. Er stand unten an der Grenze des trüben Lichtes, das von der Laterne die Wand hinabspülte, und schaute zu den Fenstern des Krankenzimmers hinauf, mit dem zusammengekrampften Wunsch, einem wie Stricke zusammengedrehten Sehnen, daß es Richard übel ergehen und die Wunde zum Schlimmen geraten möge.

Gitl glaubte dieses böse Wünschen wie Fledermäuse andringen zu fühlen. Es flügelte schattenhaft vor ihrem Gesicht vorüber, huschte ins Zimmer und hing schaukelnd mit kleinen Sichelklauen an den Vorhängen, der Lampe, den Bildern. Unzähliges, graues, pergamentenes Getier mit scharfen Messerchen an den Pfoten und einem Blutsleck in der Körpermitte, wie ein Teppich schob es sich über den Boden hin, es musterte die Wände und die Decke, sank an aus dem Hinterleib gesponnenen Fäden auf Richards Bett herab.

Es galt sich zur Wehr setzen. Gitl zog sich an das Bett zurück, sammelte Kräfte, um dem bösen Gedankengedrange zu begegnen. Gütig, mitleidvoll und besorgt sah sie nach dem geliebten Gesicht — da riß es ihr einen Schrei aus der Brust . . .

Das war Seides verwunschene Frage da in den Rissen, der zackige Hautlappen lag wie ein eigenberechtigtes Ding weggequetscht neben dem Hals, sie glaubte zwischen den heuchlerisch geschlossenen Lidern einen raschen, tückischen Blick vorgeworfen zu sehen.

„Was ist Gitl . . ., was ist?“ fragte Brane, die irgendwo in der Nähe gewartet haben mochte und nun die Tür aufriß.

Aber Gitl konnte schon wieder lächeln, denn

— natürlich, es war nichts als ein tolles Trugbild gewesen. Richard lag ja da, Richard und kein anderer. Sie strich, in dem Drang, irgendwie körperlich mit ihm verbunden zu sein, mit den Händen die Decke hinab, die über seinen Gliedern lag. Aber, daß sie dem Wahn hatte einen Augenblick erliegen können, daß sich Seide für diesen einzigen Saft des Blutes in sie hatte einschleichen und ihrer bemächtigen können, das blieb ganz tief als ein kalter Schrecken zurück. Aus dem Mittelpunkt ihres Wesens wich der Frost erst nach Stunden.

Brane meinte, Gitl, die ihren Schrei stammelnd durch einen plötzlichen Schmerz im Knie erklärt hatte, könne schlafen gehen und den Kranken ihr überlassen. Aber Gitl wollte nichts davon wissen, und so blieben sie beide, zum Schein lesend, in Wirklichkeit aber mit nichts anderem beschäftigt als damit, auf Richards Atemzüge zu hören, ihm Umschläge zu geben und sich über das leiseste Stöhnen zu entsetzen.

Die nächsten Nächte ließ sich Gitl nicht entwenden, sie bestand darauf, den schwersten Teil der Pflege selbst auszuüben. Sie hielt an seinem Bett Wache, mit allem gewaffnet, was sie an Liebe, Mut und Vertrauen in sich hatte, und wirklich schien sie Seide in die Flucht geschlagen

zu haben, denn er zeigte sich nicht mehr vor den Fenstern des Krankenzimmers.

Bei Tage war Richard von Brane Elling gehütet, und selbst Frau Leie nahm sich manchmal Zeit, ihre Gänseställe und den Paddock zu verlassen und ihn eine Stunde lang von Leberpreisen und der niederträchtigen Konkurrenz zu unterhalten, die ihr jetzt der Aufkäufer einer Czernowiger Firma bereitete.

Sehr bald aber war die Nachtpflege ganz unnötig geworden, die günstige Voraussage des Arztes erfüllte sich in allen Stücken, der Heilungsprozeß ging ohne Wundfieber und ohne Eiterung so glatt als möglich vor sich. Richard konnte der unablässigen Handreichungen entbehren, das Bett verlassen und saß schon, mit einer schwarzseidenen Kappe auf dem Kopf, in Mendel Briefbeschwerers Lehnstuhl am Fenster.

Er lachte sein gutes, herzhaftes Lachen, als ihm Gitl erzählte, daß sie beim ersten Anblick der Wunde geglaubt habe, der Schädel sei ihm eingeschlagen, und was der Doktor mit der Pinzette herausziehe, seien Stücke Gehirn. Gitl schüttelte sich vor Entsetzen und Richard vor Lachen, bis er aufhören mußte, weil ihn seine Wunde schmerzte.

Diese Tage der Genesung waren voll von einer beschwingten Heiterkeit und einem innigen

Gefühl von Gemeinsamkeit. Und sie hätten noch seliger sein können, wenn nicht diese länglichen, blaßvioletten Briefchen gekommen wären, von deren Inhalt Richard niemals Erwähnung tat. Sie kamen fast alltäglich mit der Morgenpost ins Haus, und Sitl selbst mußte sie Richard bringen, da waren die Stufen der Treppe steil und das Knie war von tausend Nadelstichen gefoltert. Niemals las Richard diese Briefchen in Sitls Gegenwart, aber als sie einmal nach dem Verlassen des Zimmers noch kurz hinter der Thür zögerte, hörte sie das heftige, rasche Knistern, mit dem der Umschlag sogleich aufgerissen wurde.

Übrigens — mochten sie ihn mit Briefchen verfolgen, sie sah ihm in die Augen und wußte, daß er ihr gehörte. Sie vergaß in den Dämmerstunden die blaßvioletten Eindringlinge mit dem silbernen Siegel und malte an der Zukunft weiter. Jede Gardine und Türschnalle in ihrem künftigen Heim kannte sie schon, sie hatte alles mit Liebe ins Einzelne entworfen, nun strichelte und polierte sie alles immer wieder bis zu höchstem Glanz. Richard hörte sie an, er tat nichts aus eigenem hinzu und radierte nichts weg, und wenn er um seine Meinung gefragt wurde, gab er sie zögernd wie unter einem Zwang.

„Ich verstehe doch nichts davon,“ sagte er, wenn sie ein wenig gekränkt sein wollte.

Und manchmal nahm er sie plötzlich mit beiden Händen an den Wangen, daß der Mund wie eine süße, reife Frucht auseinanderprang, beugte sich aus dem Lehnstuhl vor und küßte sie so, daß es ihr war, als wolle er seine Seele in sie fließen lassen.

„Was hast du?“ fragte sie dann, bang und bebend beglückt.

„Ich liebe dich so . . .“ Das war wie Wind im Wald, dunkler, schwüler Nachtwind.

Eines Tages bat er Gitl, sie möge ihm seinen Sportanzug und den grauen Staubmantel, die Kappe und die Autobrille zurechtlegen. „Ich will meine erste Ausfahrt machen,“ sagte er und lächelte ein wenig unsicher an seinen Worten entlang.

„Du willst fahren . . . im Auto?“ fragte Gitl stockend.

„Warum soll ich nicht? Bin ich nicht gesund? Ich bin doch gesund. Fräulein Piotrkowski will mich abholen, die Tochter vom Baurat, von unserem Obersten . . . weißt du.“ Das sollte leicht und harmlos daherkommen, aber er selbst hörte die Menge falscher Töne, die darunter waren.

Gitl hörte sie wohl nicht, aber sie wurde doch

ein wenig traurig, denn sie hatte gehofft, seinen ersten Ausgang werde er mit ihr tun, in einen der glanzvoll klar sich aufbäumenden Septembertage hinein, über Stoppelfelder, an den Hecken hin, die voll blutroter Hetschepetsch hingen. Sie ging indessen gehorsam zum Kasten und legte die Kleider, die Richard gewünscht hatte, hausfrauulich sorgsam über die Stuhllehne.

Gegen Mittag kam ein mausgraues Auto angefahren, die Luft brach sich an seinem scharfen Bug und floß von dem blitzenden Schutzglas fast sichtbar in zwei breiten Strömen nach hinten. Alles war Schnelligkeit und gedrungene, schlanke Kraft, es federte über die zerfahrene Straße hin, der Staub bäumte sich in gelben Schwaden auf.

Richard stand mit Stuhl vor Frau Leie Baltuchs Tor. In die Türe der „Fabrik“ war ein Klumpen von Frauentöpfen gepropft. Der kurzgeschnittene Schnurrbart hatte unter Richards nervös zupfenden Fingern zu leiden gehabt, seine Worte waren fahrig und hingen locker aneinander.

Jetzt richtete er sich auf und trat an den vorverhaltener Kraft bebenden Wagen heran. Im roten Lederpolster saß die junge Dame, Spitzen rannen ihr unter dem ein wenig geöffneten braunen Mantel von den Schultern, von den Knien abwärts war ein Gewoge kirschblüten-

weißer Volants, die Mütze war mit einem grünen Schleier festgehalten.

„Einsteigen, einsteigen!“ rief sie mit einem jungen, fröhlichen Lachen, indem sie den Mantel fester zuzog und die Knöpfe in die Löcher preßte.

Richard grüßte kurz nach Gittl zurück, schon sah er neben ihr, der Wagen sprang mit einem Satz aus der Gast.

Als sie aus der Gasse gegen den Marktplatz bogen, sagte Fräulein Piotrkowski mit einem kurzen Blick nach hinten: „Das war also die kleine Ganseljüdin, die Sie gepflegt hat?“

Sie sah ihn tastend von der Seite an. Es war zu stark gewesen, er schaute geradeaus mit plötzlich veränderten Zügen.

„Nein . . . nicht böß sein!“ sang sie bekümmert werbend und legte ihre Hand in Hirschleder auf seinen Arm.

* * *

Dann kam das große Leid über Gittl.

Richard hatte erst wenige Tage wieder Dienst getan, da brach es herein, mit zwei Gesichtern. Was sich auf der einen Seite als Beförderung und Gehaltserhöhung sehr freundlich anließ, sah auf der anderen Seite sehr schmerzlich nach Versetzung und Abschiednehmen aus. Richard war mit seiner Ernennung in einen anderen Bau-

abschnitt geschoben worden, weit fort, an die russische Grenze. Bald nach der ersten Ueberraschung erwies sich das Erfreuliche und Gute als zu leicht, um dem Qualvollen die Wage zu halten, es schrumpfte ein und schwand schließlich im weiten Rachen des Wehs.

Sie gingen zum letztenmal über die große Brücke. Die war in Richards Krankheitsstagen um ein Stück weitergewachsen, aber sie war darum nicht fremd geworden, denn alles hatte ja vorgezeichnet in seinem Gehirn gelegen, was nun mit Stein und Eisen in die Wirklichkeit gesetzt war. Es war wie das Wiedersehen mit seinem Kind gewesen, von dem man einige Zeit getrennt gewesen ist und das man nun in Richtung und Aussehen weitergebildet findet und sich selbst noch viel ähnlicher, genau so wie man es erwartet hat.

Er empfand noch einmal diesen Stolz, wie er so auf der Brücke stand, und Gisl fühlte ihn treu und in qualvoller Wehmut mit. Schon bogen sich die Wölbungen weit aus den Pfeilern, im Gitterwerk des Gerüstes hing Gehämmer und das erbitterte Kreischen der Stahlsägen, die sich funkensprühend durch dicke Eisenstangen bissen.

Gisl sah zum Himmel hinauf, er war von einem leichten, lichten Flaum überzogen, als ob es heute droben großes Federschleifen gegeben

hätte. Die Brücke, auf der sie standen, zitterte und schwankte von den harten Pulsschlägen der Arbeit, darüber im Blauen mit dem weißen Geschleier war alles Beruhigung und Gelassenheit. Sitl drückte Richards Arm, irgendwie hatte sie aus diesem Widerspiel der tobenden Erde und des durchsichtig dahingleitenden Himmels Trost gezogen.

Sie gingen auf dem Hügelkamm durch Gestrüpp den Teichen zu. Man mußte auf den Weg achten, denn die Arbeiter pflegten die Gegend nicht zu schonen, und so war manches breit vor die Füße gelagert, was an verborgenen Ort gehört hätte. Und zwischen den Spitzen der Sträucher, an unvermuteten Wendungen, an Durchlässen trat immer dieser tröstlich aufgehellte Himmel mit seinem weißen Flaum vor Sitl, ergoß sich in sie, spülte wie duftendes Wasser Düsternisse hinweg.

So zwischen irdischer Anzulänglichkeit und himmlischem Erbarmen dahinschreitend, fühlte Sitl ihren Mut wachsen. Und nach einer Weile konnte sie zaghaft scherzen: „Das verdankst du niemandem als dem Fräulein Piotrowski . . . jetzt hast du deine Protektion!“

Er wurde heftiger als zur Abwehr nötig war: „Bin ich vielleicht ein Pazer? Kann ich nicht selber auch was?“

Sie sah ihn nur an, mit so inniger Bewunderung und Zärtlichkeit, daß ihm diese Liebe plötzlich mit fast unerträglicher Heftigkeit zum Bewußtsein kam. Er packte Otil mit Gewalt, mit pressenden Armen hob er sie vom Boden, sie senkte den Kopf herab, suchte seine Lippen, hing so, losgelöst von allem, nur in diesem Ruß an der Welt, dem Leben und Gott.

Verwirrt ließen sie voneinander und gingen weiter, indem jedes auf seiner Seite ins Gebüsch sah. Aber ihre Finger hatten einander gefangen, verschränkten sich in heißem Spiel, setzten das fort, was Mund und Blicke nicht mehr zu sagen wagten.

„Morgen, Richard, morgen,“ klagte sie. Nun war in diesem Ruß wieder aller Mut und Trost weggebrannt. Bitterstes Weinen äzte sie wund, ihr war, als stünde sie plötzlich mit bloßen Nerven da. Kleider und Haut waren ihr abgezogen, blutend und zuckend ging sie durch eine Luft voll eisiger Dornen.

„Die Koffer sind gepackt, Otil,“ sagte er, „die französische Grammatik und die Bücher laß ich dir da.“ Er suchte Tatsächliches hervor, rannte es in die weichende Gefahtheit, wie Pflöcke in lockeren, sturzbreiten Boden. „Du schreibst mir jede Woche einmal einen französischen Brief. Ich schick' ihn dann mit den Verbesserungen zu-

rüd. Ich hab' so viele Sachen gefunden . . . beim Einpacken . . . man hat es schon beinahe vergessen . . . was da war . . . und was dort war. Dann kommt so ein Blatt . . . oder irgend etwas . . . und auf einmal ist es wieder ganz lebendig . . . man sollte alles aufheben . . . alles."

"Ich hab' alles aufgehoben," sagte Gittl.

"Jetzt hilft nur die Arbeit, Gittl," begann er wieder, "auf mich wartet sicher eine Menge Arbeit. Mein Vorgänger war ein Faulpelz . . . Rein Mädel in den Dörfern war vor ihm sicher . . . aber sonst keine Spur von ihm . . . und jeden zweiten Tag betrunken . . . ein Pöle, weißt du!"

Störche standen auf der Wiese, zu der sie hinabgestiegen waren. Sie mußten über die kleinen Wasserabzuggräben springen, und Richard versuchte Scherze daran zu knüpfen. Aber Gittl blieb in ihrer wehmütigen Versunkenheit, sie wich den feuchten Stellen nicht aus, ließ es geschehen, daß sich die Schuhe durchnäßten. Der Himmel, der nun weitgespannt über dem flachen Land lag und nirgends durch nahe Grenzen und dunkle Grundfesten gehoben wurde, leuchtete nicht mehr so wie früher. Die weißen, hellen Flaumwölkchen waren zu Schleiern zerzupft, schwankten verdünnt über das Blau dahin, vielleicht bereitete sich ein Regen vor.

Sie gingen das Seichufer entlang. Der Kahn ihrer Mondnachtsfahrt lag, gänzlich vermorscht und mit Wasser gefüllt, am Ufer, kleine Fische zuckten wie Silberstücke hinein und heraus. Warum ist mir gar so bange?, dachte Gittl, so liegt mein Leben da, wie dieser Kahn! Und was geschieht denn eigentlich, er geht ein wenig weiter fort, aber ist das nicht ein Schritt näher zum Ziel? Wenn es nach mir ginge, so könnte es jetzt schon sein. Will ich denn Glanz und Wohlleben? Ich will ihn.

Sie beschloß, tapfer zu sein und hob den Kopf. „Du wirst ja bald Urlaub nehmen, Richard.“

„Es wird viel zu tun sein, Gittl,“ zögerte er. Und plötzlich packte ihn eine unsägliche Verachtung gegen das Lügengewirr, in das er verstrickt war, er suchte nach einer Rettung, aber die lag nur in der Wahrheit; und die Wahrheit war hier ein Henkergeschäft. Leise stöhnend blieb er stehen.

„Was hast du?“ fragte sie sogleich.

„Ach . . .“ sagte er gänzlich leer und träg, alle Gedanken waren ihm aus dem Kopf geschält.

„Und jetzt hab' ich dich noch . . .“, die Angst wurde wieder heftiger in ihr, da sie jetzt dem Ort zugingen und der Abend anbrach, „du bist bei mir . . . ich sehe dich . . . deine Hände sind da . . .“

„Ja . . . jetzt haben wir einander noch . . .“
sprach er ihr nach.

Er sah sie plötzlich sich zugewandt, Schluchzen bäumte sich wild empor, ihre Arme warfen sich um ihn, ihr Schoß bedrängte ihn. Alle Not war ihm plötzlich in grausame Lust gewandelt, ihren Kopf nach hinten biegend, trank er an ihr, sie umklammerten einander, rangen wie glühende Sterne, die ineinander stürzen.

Mit einem letzten Rest von Besonnenheit wich er taumelnd zurück. Drüben auf der Landstraße, jenseits des Gebüsches, knarrte ein Wagen, weißer Staub hob sich schwerfällig über die Zweige und wirrte sich beim Sinken wirbelnd in sie.

Die beiden Menschen gingen schweigend hin und berührten einander nicht mehr.

Daheim fanden sie den Tisch freundlicher und festlicher als sonst gedeckt, das Abschiedsmahl prunkte mit reiner Wäsche und dem alten silbernen Gested. Es galt nicht nur Richard, sondern auch Tossel, der morgen zur Schule mußte. „Und denkt euch,“ rief ihnen Frau Leie entgegen, „ausgerechnet heut' muß ich gehen zu fahren nach Horozanka. Der Langstein is da, mei schärfster Konkurrent in Leber. Er hat mir sagen lassen Post, zu kommen nach Horozanka . . . er will mit mir sprechen wegen em Geschäft . . . vielleicht läßt sich mit ihm reden. Warum sollen

wir arbeiten gegeneinander? Wo steht geschrieben, daß wir müssen aufressen einer den anderen? Es wird sich finden lassen, wie man sich kann vertragen. Aber morgen vormittag bin ich wieder zurück, und da seh' ich dich auch noch!"

Siti und Richard hoben zugleich den Blick. In Sitis Augen lag eine dunkle Unendlichkeit, eine so innige, ergebene Sanftmut, ein bebendes Warten. Sie umfing ihn mit diesem Blick und zog ihn an sich, zitternd wie im plötzlichen Frost schlugen seine Zähne zusammen.

Sie erschrafen beide über das plötzliche Verstehen, über dieses Hingenommenwerden vom Schicksal.

* * *

Seide Borowik war im Bethaus gewesen und hatte sich in den alten Salmud versenkt, das kostbare Buch, das aus Spanien gekommen war. Dann war er an den Wänden entlanggegangen und hatte brummend mit den Nägeln an den Malereien gekragt. Das himmlische Jerusalem war da abgebildet, hervorwachsend aus einem Wald paradiesischer Gewächse, die hoch aufgeschossen waren und sich mit breiten Blättern über die Wand bis zur Decke reckten.

„Sh,“ sagte er mißmutig, „und morgen fort. Die Schul' geht an in Lemberg. Was mach'

ich auf der Lemberger Schul'? Sie werden mich prüfen und werden sagen, Seide Boro-
witz . . . nix: Urhe Leib Schußmann, wie können
Sie kommen, zu gehen mit solche Kenntnisse zur
Prüfung? Was soll ich sagen? Soll ich sagen:
ich hab' kan Kopf gehabt zum Studieren? War-
um bleiben Sie nicht zu Haus, werden sie sagen,
wenn Sie haben kan Kopf zum Studieren?"

Der Schammes Tauber kam aus dem Schatten.
„Seide,“ sagte er, „ein Licht laß ich dir brennen.
Wenn du dann gehst fort, so lösch aus und
klopf bei mir ans Fenster.“

Seide erwiderte nichts, er fragte an einem
gemalten Palmbaum, und da löste sich ein Blätt-
chen des Bewurfses und fiel ihm in die Hand;
das war, als habe er wirklich eine Schuppe von
der Rinde des Stammes gebrochen. Er warf
es auf den Boden, es zerbröckelte in ein Häuf-
chen weißen Staubes.

Der Schammes schlug die Türe zu, heftig
zuckte die Kerzenflamme nach einem der goldenen
Leuchterarme, die stark gleißend wie erstarrte
Schlangen über ihm aufzüngelten. Unruhe fiel
wieder in Seide, wie Schneeflocken fühlte er es
treiben, es war ein wimmelndes Leben inner-
halb seiner Grenzen, und er begann sich ängst-
lich umzusehen, denn er kannte diese Vorboten
dunkler Geschehnisse.

Er trat zum Salmud, der auf dem geschnitzen Lesepult lag, die dicken, schweren Blätter liefen hastig durch seine Finger. Ein Spruch sprang ihm entgegen, hängte sich wie eine bissige Natter an sein Herz: „Wer unberehelt bleibt, verdient nicht den Namen Mensch, denn es heißt Mann und Weib schuf er sie und nannte ihren Namen Mensch.“ Er schüttelte sich, der Spruch fiel zurück und glitt wieder glatt und höhniſch an seinen Blas. Die Faust donnerte ihm nach und hämmerte ihn gleichsam fest.

Hestiger drehten sich die Schneewirbel in ihm, Kälte begann von ihnen her zu zerfressen. „Warum muß ich so leiden?“ fragte er plötzlich laut und schaute mit wilden, feindseligen Augen um sich. Sehnsüchtig sah er die ferne Klarheit vor sich, die ihm in jenen Lemberger Arbeitstagen gegeben war. Weg! Weg! Was war das für ein Herumirren in Finsternissen seither, mit bloßen Füßen über blanke Gletschermesser und dann plötzlich unter Feuerwolken jäh zerplatzender Vulkanen in Eisnächten.

Er nahm seinen Weg längs den Wänden wieder auf und kratzte da und dort an den gemalten Blättern. „Hu . . . hu!“ lachte er, als er sah, daß eine der seltsamen Ranken ein wenig aus der Wand vorstand. Er bog sie zwischen den Fingern und ließ sie zurückschnellen. Es

war kein irdisch bekanntes Gewächs, es sah aus wie ein rostiger Röhrenwurm mit silbernen Dornen, und an Stelle der Knospen wuchsen ihm goldene Fingerhüte. Und es roch auch gar nicht nach irdisch bekannten Gerüchen, es roch nach Gerechtigkeit und Weisheit und Freude. Das kam gewiß aus der Stadt herüber, deren Ruppeln dort blau und rot und gelb neben schlanken, spitzen Thürmen hingelagert waren.

Jetzt war er bei dem gemalten Tor angekommen, dem einzigen im ganzen weiten Umkreis der Stadtmauern. Er bückte sich und kratzte mit dem Nagel.

Da knarrte das Tor ein wenig.

Seide machte den Finger krumm und klopfte sachte an.

Da knarrte das Tor wieder und öffnete sich zu einem schmalen Spalt.

Seide klopfte lauter, da ging das Tor noch weiter auf und war zugleich so hoch geworden, daß Seide eintreten konnte. Eine Straße flog vor ihm den Berg hinan, die war licht und fröhlich und zu beiden Seiten von den wunderbarsten Häusern bestanden, mit Säulen aus Glas und Balkonen aus Sonnenstrahlen. Eine dreieckige Sonne stand über der Stadt, die ließ das Licht nicht strömen wie die Erden Sonne, sondern sie sang es hinab, daß jeder Tropfen ein Harfen-

ton war. Und nun bemerkte Seide, daß wirklich die Ruppeln jene wundersamen Gerüche ausströmten, die blaue nach Gottes Güte, die rote nach Gottes Barmherzigkeit, die sanfte grüne nach Gottes Schöpferkraft. Alle Eigenschaften Gottes lagen als Ruppeln über der Stadt.

Das bemerkte alles Seide sehr wohl, aber es war ihm keine Seligkeit, sondern eine wilde Qual. Denn er hatte keinen Anteil an alledem, sondern war ausgeschlossen, weil das Schneetreiben in ihm weiterging, weil die Stürme eifriger Winternächte ihn zerfraßen.

Ein Dröhnen, das die ganze Welt außerhalb der Stadt erfüllte, wuchs an, es hoben sich Bosaunenstöße aus ihm hervor, viele singende Stimmen, und nun hatte Seide eine breite Treppe vor sich, über die ein mächtiger Zug hinschritt. Es war eine ungeheure Menge von Menschen, und alle sangen. Widderhörner und lange Trompeten hingen in der Luft, die klangen von selber.

In der Mitte dieser wimmelnden Masse, die über die Stufen hinanrann, wurde die Bundeslade getragen. Hinter ihr tanzte der König David einher, der sang zu seiner Harfe: „Er hat kan Kopf zum Studieren“ und schielte immer anzüglich auf Seide. Und Gideon Schußmann

und Mendel Briefbeschwer, die hinter ihm gingen, schüttelten betrübt die Köpfe.

Da bemerkte Seide, daß es gar nicht die Bundeslade war, die hier hinaufgetragen wurde, sondern ein schwerer eiserner Geldschrank, unter dessen Last die Männer keuchten. Und zugleich sah er, daß diese weiche, weiße Riesentreppe aus lauter nebeneinandergelegten Gänseleibern bestand. Sie lagen mit den Bäuchen nach oben, die Füße der Menschen zertraten den Flaum, und die Hälse hingen von der Unterseite der Treppe zur Erde hinab.

Seide sah sie hängen, die ganze Treppe schwankte unter den Tritten des Zuges, die Hälse baumelten hin und her, und aus den schwarzroten, tiefen Einschnitten hinter den Köpfen tröpfelte es unablässig auf Schwolków herab.

Aber da erfaßte ihn eine solche Verzweiflung, daß er dies sehen mußte, wo allen anderen nur Glanz und Seligkeit war, daß er sich mit seinen eigenen Händen in die Brust griff, durch das Fleisch, durch alle Hüllen bis an den Kern des Lebens. Wie scharfe Klauen waren diese Hände, er faßte in sich selbst und hörte sich knirschend in sich selber wühlen, Schmerz rann wüst das Rückenmark entlang, das Bauchfell barst mit einem Knall, Eingeweide schlangen sich um seine Finger.

Er schrie auf.

Es war geschehen, er zog den schmutzigen, erbärmlichen Seil seines Ich mit einem Ruck von sich selbst ab und warf ihn wie einen stinkenden Fegen hinter sich.

Und da war alles in unsäglichlicher Verklärung, die Bundeslade ein einziger strahlender Diamant, der König David sang Gottes Lob, die Treppe stand aus fester Luft erbaut, und man konnte durch ihre Stufen auf Schwolków hinabsehen, die bunten Kuppeln drehten sich duftend unter Musik.

„Geh über die Brücke!“ sagte eine freundlich ernste Stimme.

Von den Zinnen Jerusalems sah Seide über das Thal Josaphat eine blinkende Stahlklinge gespannt. Ihre Schneide war so scharf wie der Unterschied zwischen Gut und Böse, sie war nicht breiter als ein Haar und schien keine Last tragen zu können.

Seide betrat sie ohne Furcht, so leicht fühlte er sich, und er ging ohne Schwindel Schritt für Schritt, mit offenen Augen für alle Herrlichkeit über sich.

Er mochte etwa in der Mitte angelangt sein, da hörte er ein Gewimmer und Getreisch zu seinen Füßen, und als er hinabsah, erblickte er in der Tiefe das Thal Josaphat, angefüllt mit einem Gewimmel nackter Menschenleiber. Sie

krochen durcheinander wie Maden in einem Sops, blasse, tagscheue Würmer, Geschöpfe der Verwesung, und winselten vor Qual. Denn zwischen ihnen brachen aus dem Felsboden lange blaue Stacheln, die ihre Körper sengten. Dampf stieg aus den Brandwunden auf, es prasselte manchmal, wie wenn Fett auf dem Herd verspritzt wird. Sie schrien und rangen die Hände zur Höhe.

Und plötzlich sah Seide inmitten der übrigen eine Gestalt von abscheulicher Häßlichkeit. Sie hieb mit den Händen in den gedunsenen Bauch, die Beine zuckten auf den glühenden Felsen vor Schmerz, mit dem brandroten Kopf schlug sie gegen das Gestein, als ob sie sich töten wollte. Seide schauderte, aber mit einemmal erkannte er das, was er abgeworfen und preisgegeben hatte.

„Es ist Seide Borowig!“ sagte er.

Das Scheusal in der Schlucht wandt sich auf den Knien und stieß die Fäuste voll Haß nach dem, der über ihm auf der blinkenden Brücke stand.

„Erbarmen!“ sagte Seide in den Glanz über ihm, in den Duft der Ruppeln der himmlischen Stadt.

Keine Antwort kam, und Seide hob den Fuß und setzte seinen Weg fort, weil er nicht länger auf seinem Platz zu stehen vermochte.

Da hörte er das Geheul und Gebell des Antiers unter sich, und noch einmal blieb er stehen, schütternd vor Grauen und Mitleid.

„Erbarmen!“ sagte er und breitete die Arme aus, der ewigen Güte entgegen.

Aber es wurde ihm keine Antwort, und schon fühlte er sich von einem leichten Schwindel befallen, hastiger, in gefährdetem Gleichgewicht lief er dahin. Schon hatte er nur mehr wenige Schritte bis zum jenseitigen Rand der Schlucht zurückzulegen, da sah er den rotbrennenden Schädel des Seide Borowig unweit auftauchen. Das Scheusal hatte sich aus dem Grunde des Schlundes auf eine senkrecht strebende Felszinne gearbeitet, nun hing es wie ein Molch an den Fackeln, schien mit der feuchten Haut oder mit Saugwarzen am Gestein zu kleben. Es zwinkerte mit den rot beborsteten Lidertwülsten, das Maul mit den grüngelben Zahnstumpfen stand offen. Es schrie etwas, es klang wie aus weiter Ferne herüber.

Jetzt schwoll seine Stimme an, da Seide hinzehrte.

„Heut Nacht wird er gehen zu Gilt!“ schrie es.

Die Schärfe der Klinge schnitt in Seide Füße, er fühlte plötzlich die Trichter des Abgrundes, tausend schwang die Brücke.

Das Scheusal schaukelte an langen Affen-

armen um den Felszacken und brüllte: „Heut Nacht wird er gehen zu Gitl!“

„Er soll nicht gehen zu Gitl!“ schrie Seide.

Plötzlich war er in tausend Fäden versponnen, die an ihm zogen.

„Er soll nicht gehen zu Gitl! Ich will gehen...“

Da schlug ihn der Schwindel in die Seele, die Fäden wurden zu saugenden Röhren, er schloß die Augen, breitete die Arme aus und ließ sich fallen.

Er fiel in eine bereitete Form, stand fest auf den Füßen...

Grau schimmerte die Mauer des Bethauses von Schwolków, von nassen Flecken gesprenkelt. Ein heftiger Regen schien vorübergerauscht, Wasser gurgelte die Straße entlang, ein Licht im Bethaus blinzte durch beschlagene Scheiben. Seide Borowicz lehnte schwer und lehmträg an der Mauer.

„Zu ihr!“ sagte er mit wütender, verbissener Begierde.

Und er sah, wie sich Seide Borowicz in Bewegung setzte, wie ein plumper Turm, der durch eine fürchterliche Maschine getrieben wird.

*
*
*

Die Koffer waren gepackt. Richard zog die eiserne Stange durch die Öfen des Reifeforbess

und ließ das Vorhängeschloß einschnappen, nun waren nur mehr die Notwendigkeiten einer letzten Nacht und eines letzten Morgens im Zimmer. Auf dem Waschtisch Seife und Zahnbürste, aber schon warteten die Zelluloidkapseln darauf, sie aufzunehmen, auf dem Bett das Nachthemd mit gefalteten Ärmeln, Gott mochte wissen, über welche Art von Schlafgelegenheit es sich morgen so ergeben hinbreiten würde. Und welchen Boden die Pantoffeln, die dort unter dem Nachttisch vorstehen, morgen treten würden.

Obzwar Richard wußte, daß nichts vergessen war, sah er sich noch einmal rings im Zimmer um. Ein paar Bilder und ein paar Bücher waren still geblieben. Dort, wo sich der weiße, viereckige Fleck licht von der sonnenbraunen Tapete absetzte, war ein farbiges Titelblatt der „Jugend“ mit Reißnägeln angeheftet gewesen. Richards erster Morgenblick aus dem Bett hatte immer auf dem frühlinggrünen Farbengruß gelegen, auf diesem Haus mit rotem Dach und den gefleckten Birkenstämmen, die aus einer strahlend lustigen Wiese wuchsen. Nun war das Blättchen in Gills Besitz übergegangen.

Und er hatte es ihrem Bett gegenüber angeheftet gesehen, genau so, wie es vor seinem Bett gewesen war, so daß ihr erster Blick darauf fallen mußte, genau so, wie früher der seine.

Richard sah sich mit schwirrenden Nerven im Zimmer um. „Was will ich denn? Was will ich denn?“ sagte er halblaut, um seine Gedanken zusammenzufassen. Das Zimmer war beängstigend kahl, es fiel wie graue Asche von der Decke und den Wänden. Und lächerlich war es, dieses fromme Nachthemd anzusehen, wie es mit gefalteten Armen dalag, als habe es einen christlichen Abendsegens zu beten.

Drüben, wo Sitl sonst mit Frau Leie zusammen schlief, saß sie und wartete. Richard fühlte dieses Warten durch alle Wände des Hauses, es war eine Art Kraft, eine Strahlung, die durch die Poren der Ziegelsteine, durch Mörtel und Holz hindurchging und die Luft um ihn veränderte, daß seine Atemzüge kürzer wurden und das Blut vom Herzen wild durch die Adern gestoßen wurde.

Wenn ich jetzt hinübergehe, so kann ich sie einfach nehmen, sie gehört mir. Sie wartet ja, Sie weiß, daß es um das Letzte geht, wenn ich komme, und sie erwartet mich doch. Eine qualvolle Süße bedrängte ihn, sein Mund stand in Flammen, so heftig wurden alle ihre Küsse lebendig.

Vertwirrt sah er sich im Zimmer um, nach irgend einer Hilfe.

Ach — da war ja noch der schwere Hammer,

mit dem er seine Bücherkiste vernagelt hatte. Richard lächelte gedankenlos, faßte den Stiel und wog das Ding in der Hand. „Nein,“ sagte er, indem er jetzt seine ganze Aufmerksamkeit auf den Hammer richtete, auf die Art, wie der Stiel mit dem Stahlkloß verbunden war. „Nein,“ sagte er noch einmal und warf das Werkzeug polternd auf die Kiste. Es dröhnte von den Wänden und der Decke zurück, der Schall prallte förmlich mit körperlicher Gewalt gegen Richard, als werfe ihn höhnischer Anmut dem Erreger an den Kopf.

Es war Zeit zu Bett zu gehen. Richard stellte den linken Fuß auf einen Stuhl und begann den Schuh aufzuschnüren. Der Senkel verwirrte sich zu einem Knoten, und als er ihn auflösen wollte, sah er, wie sehr seine Finger zitterten. Ich muß etwas Häßliches denken, sagte er sich; wie unangenehm, wenn einem das vor dem Bett seiner Geliebten zustößt.

So — jetzt bin ich weit fort von dir! Ich habe mich unrein gemacht, laß mich in Ruhe. Und während er jetzt den rechten Schuh aufschürte, malte er Cäcilie vor sich hin. Ihre kühnen Augen, die kluge Stirn, den geschweiften Mund, das berückende Rinn, den schimmernden Busenansatz. Aber was er da zusammenpinselte, wollte nicht zu einem Ganzen wachsen. Seine

Vorstellung ermangelte eines Bindemittels für diese gewiß sehr schätzbaren Einzelheiten, und je mehr er sich abmühte, desto mehr zerstreuten sie sich und verblaßten. Das Leben wich vollständig aus ihnen, und sie lagen abgerissen und wesenlos da wie Bestandteile eines Maskenanzugs.

Richard schlüpfte in die violett ausgefütterten Pantoffeln und setzte sich auf den Bettrand. „Mein Gott! Mein Gott!“ sagte er halblaut und ballte das Nachthemd zusammen. Er glaubte Atemzüge zu hören, heiße, rasche Atemzüge eines Menschen, der nahe bei ihm war. Das Atmen eines Menschen, dem das Warten Angst zu machen beginnt.

Er versuchte, sich vorzustellen, welchen Weg er nehmen müßte, um zu Gisl zu kommen. Bei der Türe hinaus und über den Gang, die Treppe hinunter, dann aber nicht über den Hof, sondern durch den Pfortraum und hinten durch die anstoßende Kumpelkammer, an der Küche vorüber, wo Rosa schlief und dann gleich die Treppe hinan. Gefahr . . . nein, Gefahr war keine dabei, Brane hatte ihre Kammer am anderen Ende, und neben Rosa hätten Kanonen abgeschossen werden können, wenn sie einmal ordentlich schlief.

„Es ist ganz einfach,“ sagte er kaltblütig und erhob sich, entschlossen, sich das Abenteuer nicht

entgehen zu lassen. „Warum nicht? Sie soll eine große, glühende Erinnerung an diese Nacht behalten, da doch ohnehin nichts daraus werden kann . . . es wird ihrem künftigen Leben Glanz und Halt geben.“

Sein Schritt in den weichen, schmiegsamen Ledersohlen war unhörbar. So ist es recht, dachte er, kein Mensch wird etwas ahnen, und sie wird ein Geheimnis haben, das sie hüten kann wie einen Schatz. Gehen wir!

Das Haus begann mit ihm zu gleiten, wie ein Schiff glitt es durch die Nacht dahin, die Wogen schlugen seine Flanken mit Eisch, es sprühte über den Bug. Schwankend hob sich der Schiffsboden. Richard horchte nach außen. Ein heftiger Regen stürzte hernieder, der hatte ihm die Meeresgeräusche vorgetäuscht. Die offenen Fensterflügel bebten unter dem Guß, der aus dem Dunkel hervorbrach. Die ganze Dunkelheit zerbarst in brausende Wasser.

Lange stand Richard am Fenster. „Ich kann doch nicht!“ sagte er beinahe weinerlich. „Ich darf doch nicht.“ Er wartete, bis der Regen nachließ, da schien ihm auch der Tumult in ihm sich in ein Rieseln zu sänstigen. Wehmütig, mit einem Bewußtsein der Größe seiner Entsagung, schritt er zu einem der Koffer, öffnete ihn und wühlte Briefpapier und Schreibzeug heraus.

Das Papier fing Licht unter dem Lampenschirm, er begann mit ein wenig verzogener Schrift: „Du Liebste! Ich will kein Schuft sein, darum bin ich nicht gekommen. Ich bin nicht gekommen, weil ich . . .“

Was schreibe ich da, dachte er plötzlich, indem er die Feder hinwarf, warum spiele ich diese Szene, wem gilt sie eigentlich, da ich doch weiß, daß ich gehen werde? Welchen Richter wollte er denn eigentlich hinters Licht führen, indem er wie ein Verbrecher für falsche Beweise sorgte?

Er wußte, daß er gehen mußte. Er brannte ja, er war irr vor Verlangen, sein ganzer Körper schrie nach ihr. In dieser Todesnacht seiner Liebe, am Rande des Abgrundes, in den er sie stürzen mußte, wollte er sie noch nehmen, ohne Vernunft, ohne Gewissen, ohne Scham.

Mit einem gelenkigen Satz war er an der Türe und öffnete sie lautlos.

Er prallte zurück, draußen im Gang, vor seiner Türe stand ein fremder Mensch. Das Licht lief dem Mann nur ein wenig über die Knie hinan, Richard sah nichts mehr, er zog die Türe schnell wieder zu. Die Klinke behielt er in der Hand, sein Herz pochte bis in das Holz der Türfüllung hinein, an der er lehnte. Nach dem ersten Schrecken kam zornige Besinnung. Richard hatte erwartet, den Menschen sich nachdrängen zu sehen und

hatte eine jähe Vorstellung von Ringen und Würgen mit einem Einbrecher gehabt. Aber es blieb still draußen, und so hatte sich der Eindringling wohl weggeschlichen, da er sich ertappt sah. Es galt aber das Haus, in dem außer Richard nur lauter Frauen wohnten, zu hüten und den Absichten des Fremden, seinen Wegen und Plänen auf die Spur zu kommen.

Man hat Frau Leie weggelockt, dachte er plötzlich, um über ihr Geld zu gehen. Mit einem Ruck riß er die Türe auf.

Da stand der Fremde noch immer, gerade vor Richards Tür hingeplant, und über der helleren Bodenflut des Lichtes dämmerte mit einem fahlen verlorenen Schein die Frage des Seide Borowiz.

Einen Augenblick lang war Richard lahm, sein Schädel schien mit Blei ausgegossen, die Gelenke staken bewegungslos ineinander. Aber als das Leben wieder in ihn schoß, war es nichts als Wut und Ingrim.

„Dul dul“ schrie er, indem er Seide mit geballten Fäusten ansprang, „was willst du hier?“

Seide erwiderte nichts, er stand steif an der Wand, als habe man ihn hingelehnt. Er wich nicht vor Richards drohend gehobenen Fäusten, er zuckte nicht mit dem Gesicht, er schien seinen Feind nicht einmal zu sehen.

Heute gilt's, er oder ich, sagte sich Richard,

indem er Seide die Fäuste in die Brust stieß. Aber da blies es ihn seltsam kalt an, als ginge die Türe zu einem eisigen Raume auf. Eisnadeln stachen prickelnd in seine Haut, er empfand ein namenloses Grauen und zugleich einen heftigen Widerwillen gegen sich selbst, als habe er eine abscheuliche Handlung begangen. Entsetzt und unglücklich stand er, seine Sinne trieben in einem dumpfen Wirbel, es war, als habe die Welt plötzlich allen Verstand verloren und müsse im nächsten Augenblick als ein Haufen mißfarbener Scherben zusammenstürzen. Er selbst war irgendwie schuld daran, das begriff er, er haßte sich darum, betäubt von einem elementarisch andringenden Ekstasegefühl, das ihm selbst galt und diesem Regungslosen; zerfetzt, schwankend, gleitend und sich auflösend in einem schleimigem Schauer, lief er in sein Zimmer zurück.

Er schlug heftig die Türe zu und warf sich mit dem Rücken gegen sie, seine Beine stemmten sich gegen den Boden, seine Hände spreizten sich über die Wand hin. Er atmete auf, als er merkte, daß der Druck, den er gegen die Türe zu spüren glaubte, nur von dem Druck des Blutes in seinem eigenen Rücken herrührte.

Langsam erholte er sich an dem Anblick des vertrauten Raumes, diese ihm untertänigen und gehorsamen Dinge leiteten ihn zu sich selbst,

allen Wänden war seine befehlshaberische Gewalt eingeprägt, die Luft war gewissermaßen mit seinen eigenen herrischen Gesten angefüllt. Er stand allem Unfaßbaren und im Unendlichen Verlorenen in diesem begrenzten Raum wie auf dem Wurzelboden seines Daseins gegenüber; er sammelte seine Kräfte wie auf einem Sprungbrett über tosenden Wassern.

Was war denn eigentlich vorgegangen? Warum hatte er sich in die Flucht schlagen lassen? Er fragte sich, was dieses Scheusal vor seiner Türe wolle, und warum es sie wie ein Wächter besetzt halte. Mit welcher abgründigen Bosheit hatte es gerade diese letzte Nacht für seinen rätselhaften Besuch ausgewählt? Ach, es war kein Wunder, wenn beim Anblick eines solchen Antiers, einer solchen Greuelgestalt die Nerven versagten und einem der Schrecken die Besinnung hinwegbrannte. Es war lächerlich und ärgerlich, daß er sich hatte übermannen lassen.

Richard ballte die Fäuste und wog ihre Schwere. Da sah er plötzlich mattes Stahlgefunkel in seinem Machtbereich, griffbereit lag der Hammer auf der Bücherkiste, ein kleines, sinnreiches Werkgefüge, Bervielfältigung der eigenen Kraft. Er entsann sich des köstlichen Gefühles von Vollkommenheit, vorhin, als seine Finger den Stiel umspannt gehalten hatten

und er die Wollust von Wucht und Waffe genos.

Sollte er dulden, daß der Anhold vor der Türe stehenblieb und' ihm bis zum Morgen den Weg versperrte?

„In Gottes Namen!“ sagte er halblaut, „in Gottes Namen!“

Er schlich wütend und gespannt, immer den Blick auf die Türe geheftet, zum Hammer hin. Und es war, als ob sein Zorn nur auf das Erfassen des Griffes gewartet hätte, um seine ganze Fülle empfinden zu lassen, so bebte Richards Körper jetzt plötzlich im Durchströmen von Kraft.

Er schnellte auf seinen lautlosen Sohlenpantherhaft zur Türe und stürzte auf den Gang, schwang den Hammer.

Seine Borowig lehnte unbeweglich wie durch tausend Mauern von dem Wütenden getrennt, sein unbeseelter Blick stach geradeaus durch alles und nichts, die erdfarbene Frage schwamm an der Wand dahin.

Der Schwung von Richards Hammer brach sich über Seides Schläfen, zerfloß plötzlich, entglitt ins Wesenlose. Der Arm erstarrte vom Handgelenk bis zur Schulter.

„Ja so!“ lallte Richard, „ja so!“

Was da aus matt aufstrahlenden Fingern fiel,

war wohl der Hammer. Es war ihm, als ob ein Motor in ihm plötzlich ausginge, ein paar Kolbenstöße noch, schmerzhaft, weil außer allem Satt. Dann von allen Seiten schwirrend eindringende Stille. Und noch dies, ein Messer, das in ihn gestochen und umgedreht wurde und irgend etwas aus ihm herauschälte . . .

* * *

Wie sie es versprochen, kehrte Frau Leie am nächsten Vormittag aus Horozanka zurück, mit einem Gesicht wie fünfzig Prozent Reingewinn, einer richtigen süßen Honigladenlaune und einer ganzen Lunge voller eiliger Worte, die alle auf einmal ausgesprochen werden wollten, so daß sie ihr stolpernd und kopfüber im Durcheinander über die Zunge liefen. Langstein war nämlich gleich im ersten Streifen aus allen seinen Stellungen geworfen und eingespundet worden und sah nun selber gleich einer Stopfgans in einem Käfig, zu dem Frau Leie den Schlüssel hatte. Er war irgendwie abgefunden worden, hatte irgend welche Einlagen zugesagt und war dafür auf irgend eine Weise nicht nennenswert beteiligt. Frau Leies Fabrikunternehmen war zu einem Kompagniegeschäft umgewandelt, so zwar, daß die Langstein die Kompagnie sein durfte und Leie das Geschäft machte.

Diese Triumphgefänge und Vorverkündigungen künftigen Wachstums und noch strahlenderen Glanzes schmetterte Frau Leie durch das ganze Haus und fing sich bald Brane, bald Giti zum Zuhören ein. Giti hielt eine Weile mit zerstreutem und unruhigem Lächeln stand und lief dann plötzlich davon, weil sie sich irgend einer Sache entsann, die noch zu tun war.

Tosel, der bei Borowig gewesen war, trommelte an die Fensterscheiben und schrie herein: „Seide laßt sagen, der Goldberg wird schicken den Wagen um elf.“

Da erinnerte sich Frau Leie ihrer mütterlichen und hausfraulichen Pflichten beim heutigen Doppelabschied und lief hinter Giti drein, um die Wäsche noch einmal zu zählen.

„Fünf Hemden,“ schrie sie, „wieso nur fünf Hemden. Es sollen doch sein sechs.“

„Eins hab' ich an, Mamma,“ brüllte Tosel aus dem Nebenzimmer, wo er sich auf seine Bücher gestürzt hatte.

„Warum ziehst du an a reines Hemd auf die Reise? Hat ma schon gehört, er zieht sich an auf die Reise a reines Hemd! Und wo is denn der Richard,“ unterbrach sie sich, „ich hab' ihm auszurichten von seinem Vater. Er hat mich gelassen zu schlafen bei ihm.“

Giti bückte sich über die Wäsche und ordnete

sie nach Frau Leies Angriff neu. Richard war seit dem frühen Morgen nicht zu sehen gewesen, er schien das Haus verlassen zu haben, um noch irgend eine vergessene dienstliche Angelegenheit zu erledigen.

Er würde gerade zum Abschied noch zurecht kommen, sagte Gitl, indem sie Tossels Unterhosen in den Koffer hob. Die Worte waren so mit dicken Trauerfloren verhüllt, daß Frau Leie aufschaute. Ach ja, dachte sie, als sie Gitls fraulich rund und reise Bewegungen sah, es ist Zeit zur Hochzeit. „Er geht nicht aus der Welt, Gitl,“ tröstete sie mild gesinnt, „es bleibt doch beim Frühjahr . . ., hat er dir gesagt, im Frühjahr . . .“ Und plötzlich legte sie davon, denn es fiel ihr ein, daß sie für Frau Sarah Wehmut als Gastgeschenk eine Sans mitschicken wollte. Die Türen klirrten hinter ihr, die Luft wirbelte in breitem Strom um ihre Bahn, man hörte, wie sie mit Getöse in die Küche stürzte.

Gitl wischte die feuchte Stirn ab und setzte sich für einen Augenblick auf den Kofferrand. Die Anwesenheit der Mutter trieb sie in Schweiß, sie glaubte ihre Augen verbergen zu müssen, um nicht erkennen zu lassen, was geschehen war. Die süße, glückschwere Müdigkeit ihres Leibes wurde manchmal von leisem Angstgeriesel durchzittert. Mein Gott, sagte sie sich, er ist eben

weggegangen, weil er zu ergriffen ist, er wird wiederkommen, ich will ihm frei entgegengehen, damit es ihm ganz leicht wird, ich will ihm zeigen, daß ich nichts bedauere und gar keine Angst habe. Nun war ihr wieder leichter zumut, mit einem zaghaften Geschmack von Heldentum ging sie zum Spiegel; er zeigte ihr unter dem fein geschweiften Brauenbogen ein wenig selige Verwüstung, sündhaftes Wissen, einen Glorienschein von Verzüdung im Brand des Blickes und darunter grau verhauchende Schattensache der Nacht.

Sie staunte sich an: Bist du das? Und was an Eitelkeit an ihr war, sagte: Wie schön du bist. Da erst schämte sie sich und lief zum Koffer und begann die Socken des Bruders mit einer Sorgfalt nebeneinander zu legen, als sollte diese Ordnung die aller Sardinenschachteln der Welt beschämen.

Frau Leie wettete einmal vorüber: „Tosfel, trag mir nicht allen Dreck herein,“ schrie sie, denn Tosfel trabte im Abschiedszirkus durch Haus und Hof und Garten und zeichnete seinen Weg durch Klumpen regenfeuchter Erde.

Nach einer Weile steckte Brane den Kopf zur Tür herein: „Sitn . . ., is er noch immer nicht da? Snaubst du, ich sonn ihm noch machen a Eierspeis? Wird er a Eierspeis essen vor

Mittag noch. Um halb eins hont ihn das Auto. Ich mach aus acht Eiern, er kann essen mit Jossen.“

Jetzt war Giti ganz heiter, ihr Herz blühte hoch über der Anrast dieser Stunden, und sie versicherte gütig, daß Richard sich sicher freuen würde, noch einmal eine von Branes Eier speisen zu essen. Sie hatte ihre Hand wieder voll Vertrauen in die des Schicksals gelegt, der Abschied hatte seinen Stachel verloren, ein Geraune wie von wühlenden Würmern in ihr war verstummt.

Der Tag war silbergrau und warm, von den Hoffenstern sah sie den Misthaufen, der nachts über Regenwasser aufgesogen hatte und nun zu dampfen anfing. Es war ungeheuer viel Zuber sicht in der Welt, und man brauchte nur die Boren zu öffnen, um sie von allen Selten ein strömen zu fühlen.

Und auf einmal sah sie Richard kommen, mit seinem grünen Hut und einem Gesicht von Ernst und Gewissenhaftigkeit. Er trat nicht gleich ins Wohnzimmer, sondern machte den Umweg durch die Küche, und Giti dachte sogleich, daß geschehe darum, weil ihm vor dem Zusammen treffen mit ihr bange sei. Sie hörte Branes aufgeregtes Gegacler, Frau Leie fing sofort ihr Siegesgetöse an, und dann kamen sie alle drei

zugleich ins Zimmer, und Frau Leie hatte ihn fest über ihren Reisten gespannt und bearbeitete ihn mit dem Bericht über Langsteins Niederlage.

Brane aber zerrte aufgeregt das Tischtuch aus der Lade, das von gestern abend, das reine, das erst einen Fleck hatte, von Tossel natürlich, dem Ferkel. Dann brachte sie eine ganz tüchtige Schüssel mit goldgelber Eierspeise, die nach Liebe und Gänsefett duftete.

„Essen Sie! Essen Sie!“ drängte die Meisterin der Eierspeisen. Und dann riefen die beiden Frauen plötzlich nach Tossel und liefen davon, um Tossel aufzufinden, ehe die goldgelbe Frühstücksherrlichkeit kalt geworden war.

Richard hielt noch den grünen Hut in der Hand, und das Singlas pendelte an seiner schwarzen Schnur vom Zeigefinger der anderen. Er trug es nie in Gits Gegenwart, es war ein weltmännischer Effekt, für Vorgesetzte und Untergebene berechnet. Jetzt schwang er es unschlüssig, als wisse er nicht, ob er es ein-klemmen und sich fremd machen solle, und diese Unsicherheit rührte Giti mehr, als sie hätte sagen können. So schwer nahm er es also, so tief hatte es ihm ans Herz gegriffen, nun sollte er froh werden, zu hören, wie sie es verwunden und in ihr Leben als Glück und Segen verwoben hatte.

Berührt betrachtete sie sein Gesicht, das verfallen und krankhaft aussah, mit Runzeln um Augen und Mund, Tränen sengten ihre Augen, voll unendlicher Zärtlichkeit glitt sie zu ihm.

„Richard!“

Er verstand sie nicht, hielt sich steif: „Glaub mir, Gitl, es ist besser so.“

„O du?“ Sie schlang ihm den Arm um die Schultern, halb hinter ihm, und flüsterte mit süßem Hauch, was sie ihn wissen lassen wollte. „Diese Nacht . . .“

Nun zögerte doch dies Bekenntnis zwischen ihren Lippen, er fühlte ihr Zittern, glaubte ihr innigstes Verlangen in zärtlichen Vorwurf gekehrt. Da kam ihm die Mannesscham, und er sagte gereizt: „Ich konnte nicht . . . die ganze Nacht ist er ja vor meiner Tür gestanden.“

„Wer?“ fragte Gitl, indem sie ihn losließ und einen Schritt ins Leere machte.

„Wer? Dieser Hund! Wie ein Wächter vor meiner Tür . . . dieser Hund! Ich hätt' ihn erschlagen, aber ich muß den Verstand verloren haben . . . ich weiß nicht, wie ich ins Bett gekommen bin . . .“

Mit schrillum Pfeifen schien Atem in eine berstende Lunge zu stürzen. Richard schrak herum und sah Gitl mit weit ausgebreiteten Armen, an denen die Finger auseinandergespreizt waren.

Durch ihre Augen sah man ins Bodenlose. Eine ganz andere Stimme sprach: „So warst du nicht bei mir?“

Richard fühlte einen Stieb über den Kopf. Funken stoben ihm durch das Gehirn, etwas krümmte sich schmerzhaft gegen seine Rippen. „Ich?“ lallte er.

Da sah er Gitls erstarrte Augen von sich weg, an sich vorbei, auf den Hof hinaus wandern. Sami Goldbergs Wagen fuhr eben durch das Tor, und darauf sah Seide Borowitz neben seinen Koffern. Zusammengetrümmt und gedunsen sah er da wie eine fette, fette Kröte. Er grüßte mit einer ungeschickt vertraulichen Bewegung nach dem Fenster, sein Blick umspann Gitl und streichelte zudringlich an ihr herab.

Gitls Hände mit den weggespreizten Fingern reckten sich höher, ein lautloser Schrei verzerrte ihren Mund, alles Licht verlosch auf ihrem Gesicht, es wurde fahl und häßlich, und langsam, als verschwände ihr Leib unter dem Kleid in den Boden, sank sie wie ein Bündel Fetzen zusammen.

* * *

„Mir tut nur der Jossel leid,“ sagte Frau Sarah Wehmut, „er is a gutes Jüngel. Er weiß nicht, soll er zu Seide halten oder zu die anderen.“

„Wenn er mit Seide halt, so hat er die an-

deren gegen sich auch," führte Bernhard Wehmut weiter aus. „Und nicht zu Seide halten, tut er ihm zu leid.“

Aus dem Topf, von dem Sarah eben den Deckel abhob, stieg der bläuliche Dampf der Abendkartoffeln. „Was hat der Direktor zu schicken zu uns, wir sollen auf den Seide schauen?“ Sie reckte sich über den Herdrand und stach in die prallen Schalen der rauchenden Knollen. Für Frau Sarah Wehmut war das Kochen eine größere Mühe als für irgend eine andere Hausfrau, denn Gott hat ihrer wohlgeformten Seele einen etwas unförmigen Körper gegeben. In der himmlischen Borratskammer der irdischen Erscheinungen hatte sich bei ihrer Geburt unter den Bildern von Menschenleibern durch ein Versehen das eines braven, tüchtigen und festen Waschtisches befunden, und eben dieses war auf sie herabgeglitten. Sie stand, mehr breit als hoch, auf zwei kurzen Beinen, und eben darauf saß ohne Vermittlung eines Halses ein dicker, großer Kopf, genau so wie ein plumper Krug auf der Platte eines Waschtisches steht. Große Züge waren eingezeichnet, und Platz genug war dazu vorhanden, fest zusammengedrehte, pechschwarze Augenbrauen und ein dichter, kohlschwarzer Schnurrbart geben diesem weitläufigen Gesicht Ausdruck und Rasse.

Bernhard Wehmut schnupperte über Sarahs Schultern in den wohlrig aufträuselnden Dampf und machte seine beeidete Sachverständigenmiene. Das rote Gesicht mit den beiden schwarzpunktirten Falten von der Nase zum Mund verschwand für eine Weile in den Wolken. „Der Seide ist alt genug, zu schauen auf sich selbst,“ spann er dann Frau Sarahs Faden weiter. Er wischte sich das Gesicht, das vom Dampf leicht beschlagen war, mit einem roten Taschentuch ab. „Was soll man einem so alten Menschen sagen, er soll gehen zu lernen? Das muß er selber wissen. Und überhaupt, was hat er es nötig? Hat er nicht sein schönes Geld? Soll er es geben ins Geschäft, der Scheindel zu helfen.“

Herr Bernhard Wehmut und Frau Sarah Wehmut, an die vierzig Jahre miteinander verheiratet und im Kampf gegen eine Welt, die nur eben so viel verdienen ließ, daß man das Leben hatte, waren so zusammengewachsen, daß sie in allem eins schienen. Man erkannte das dadurch an, daß man diese eheliche Gemeinschaft und diesen Hausstand einfach nur mit dem Vornamen der Gatten bezeichnete, und wenn es hieß, daß Seide Borowig und Fossil Baltuch bei Sarah Bernhard wohnten, so wußte jedermann, es sei nicht etwa die französische Tragödin, sondern das Ehepaar Wehmut gemeint.

Sarah Bernhard waren sich auch diesmal darüber einig, daß mit Seide Borowitz eine Wandlung zum Argen vorgegangen sei.

Gleich mit seiner Prüfung hatte es einen schlimmen Verlauf genommen. Die Fragen, die man ihm vorlegte, ließ er liegen, ohne an ihnen zu rücken, beschaute sie mit einem verschwommenen Grinsen von unten, als wären es haus- hohe, unbehauene Klöße, mit denen es besser sei, sich nicht erst einzulassen. Wenn man ihn vorwärts stieß, um ihm ein wenig zu helfen, so grunzte er bössartig wie ein Kamel, das man zwingen will, mit einer zu schweren Last aufzustehen. Das Gehirn schien ihm ausgeronnen zu sein, einige Antworten, die man endlich aus ihm herauspreßte, waren gänzlich ohne Sinn. Trotz einer geheimen Abrede, die dahin ging, dem Seide Borowitz die Prüfung recht leicht zu machen, damit dieses Monstrum die Anstalt nur möglichst kurze Zeit belästige, blieb den wohlgestimmten Prüfern schließlich nichts übrig, als ihm die Signung abzusprechen.

Er saß also in der zweiten Klasse, wieder wie ein Turm unter weit Jüngeren, aber er schien selbst den lächerlich geringen Aufgaben dieser Stufe nicht gewachsen. Die Lehrer waren verzweifelt und meinten, das habe eben noch gefehlt, daß aus dem Mondkalb ein Idiot werde.

Seine Mitschüler hatten es bald bemerkt, daß Seides Fassungsvermögen auf räthselhafte Weise eingeborrt war, und mit dem Sinken der Achtung vor seiner geistigen Überlegenheit kam die lange versagte Lust, ihn zu quälen. Man tat ihm allerlei kleine jungenhafte Bosheiten an, Seide geriet in Zorn, schlug zu, und da sie ihn dann alle anfielen, stand er wie ein Ober, schäumend und hauend unter der Meute, bis ein Strafgericht des Lehrers aus den Wolken fuhr.

Es war deutlich, daß in den Jungen der grausame Erieb erwacht war, den Ungleichartigen und Wesensfremden auszuschließen und zu vernichten, und die Schule begann schon zu erwägen, was um der lieben Ordnung willen am besten zu tun sei. Die Klassenlehrer Seides waren sehr für eine sofortige und gründliche Erledigung und meinten, man könnte ihn wegen schlechten Fortganges entfernen. Der Direktor aber, als einer, der nicht unmittelbar an Seides Anblick und Nähe zu leiden hatte, wollte nicht gleich mit Schneiden und Brennen vorgehen. Er ließ Seide in sein Kabinett rufen und machte ihm Vorhaltungen, er möge doch als ein erwachsener Mensch sich nicht von den Kindern beschämen lassen und alle Kräfte zusammennehmen. Es sei außer Frage, daß er die Aufgaben einer zweiten Klasse zu leisten imstande

sei, zumal man doch nach seinem Fortgang im vorigen Jahre habe hoffen können, ihm rascher durch die Schule helfen zu dürfen. Als aber Seide auch auf diese Ermahnung nur immer dieses alberne Starren in ein Anergründliches setzte, schüttelte sich der Direktor und sagte, es sei gut, und er könne gehen. Auf der Konferenz aber äußerte er, seiner Überzeugung nach sei Seide krank, und man müsse schon noch eine Weile warten, ob nicht eine Besserung eintreten werde.

Mit dem Ellenbogen drückte Frau Sarah die Klinker herab, dann stieß sie mit dem Fuß gegen die Tür des Studentenzimmers. Auf der alten, verbeulten und verrosteten Blechtasse standen zwei Teller, auf jedem war ein Duzend braunfelliger Kartoffeln gehäuft, denen je ein goldglänzender Bückling gesellt war, die Butterbeilagen sahen auf dem Tellerrand wie halb erfüllte Versprechungen aus. Tossel, der unter der Lampe am Arbeitstisch saß, sprang hungrig auf und nahm die Tasse am Eingang des Engpasses zwischen den Betten in Empfang, denn für Frau Sarahs Breitwüchsigkeit war dieser Weg ungangbar.

„Seide, komm essen!“ sagte Tossel und setzte sich ohne Umstände in den Besitz eines Tellers. Er griff zu, versengte sich die Fingerspitzen, warf

die Kartoffel hin, schlenkerte mit der Hand und bewaffnete sich zu besonnenerem Angriff mit der Sabel.

„Sehen Sie essen, Seidel!“ mahnte auch Frau Wehmut, indem sie mühsam den Kopf nach Seide drehte.

Er stand nahe dem Ofen, stieß mit der Spitze seines rechten Schuhs gegen die Fußbodenleiste und sagte: „Da ist das Mausloch!“

„Lassen Sie die Mäuf!“ ärgerte sich Frau Sarah, „kann ich für die Mäuf? Seit sie nebenan einreißen das Haus, kommen uns alle Mäuf herüber.“ Er schaute auf und sah Frau Sarah an, und da er meist mit gesenktem Kopf herumging und selten seine Augen sehen ließ, erschraf die Frau darüber, welchen tiefen Blick sie zu haben schienen. Es war eine so unendliche Trauer in ihm, daß die Häßlichkeit des Gesichts darüber fast hinschwand. Frau Sarah, die eigentlich mit einer Fracht von Ermahnungen und Wortwürfen gekommen war, um nach dem Wunsch des Direktors auf Seide einzuwirken, vergaß darüber, sie abzuladen.

Ganz verwirrt ging sie aus dem Zimmer, und in der Küche sagte sie zu ihrem Mann: „Du wirst sehen, er is krank.“

„Hast du bekommen Nachricht von Schwolków?“ fragte Seide, indem er einer gespießten Kartoffel

den Pelz abzog. Zwischen seinen Fingern quoll der blaue Rauch.

„Nix,“ antwortete Jossel und wühlte in den Eingeweiden seines Bücklings. Er zog die silberglänzende Seele hervor und schmierte sie auf ein altes Löffblatt. „Warum fragst du?“

„So.“

Sie aßen schweigend eine Weile, jeder für sich allein und durch Gedankenwände vom anderen getrennt. „Morgen is Lateinische,“ sagte Jossel, indem er die Überbleibsel seines Fisches im Löffblatt zusammenknüllte und zum Ofen trug. Auf dem glimmenden Kohlenrest prasselten die fetten Häute kurz und hell auf. Dann legte er sich auf den Bauch und zog unter seinem Bett den schwarzen, länglichen Kasten hervor. Eine Geige lag darin auf rotem Grund, der schlanke Hals war durch einen Riegel gestützt, in schönem Goldbraun bauchte sich der edle Leib, und durch die geschwungenen, schmalen Schalllöcher sah man in die dunkeln Tiefen, wo die Klänge schliefen, die man daraus wecken konnte.

„Glaubst du, ich muß lang lernen, ehe ich kann ordentlich spielen?“ fragte Jossel. Er war von einem plötzlichen Drang nach Musik erfasst worden und hatte von Frau Leie eine Geige ertrotzt. „Montag hab' ich die erste Stund'.“

Seide gab keine Antwort. „Wer war weiter, Jossel, Rabbi Simon oder Rabbi Akiba?“

Verwundert sah Jossel Seide an, schon lange hatte er keine Salmudfragen mehr von ihm gehört und keine Gedankenspiele und Spruchkünste mit ihm üben können. Es war, als sei Seide aus einem tiefen Schlaf erwacht und hebe sich voll neuer Kräfte empor.

„Rabbi Simon ben Samaiel ist gestanden auf der Jinne vom Tempel und hat gesehen ein heidnisches Weib, was war sehr schön. Da hat er gesagt: ‚Wie schön sind deine Werke, o Gott!‘ Rabbi Akiba aber hat gesehen die wunderschöne Frau von Tarnus Rufus. Da hat er angefangen zu weinen und hat gesagt: ‚Ich weine, weil eine solche Schönheit einmal muß modern im Staub.‘ Wer war weiser, Jossel?“

Aus dem goldbraunen Leib der Geige, die Jossel ans Ohr hielt, drang ein Summen. Es war, als fange sie alle Töne, die von Menschen nicht gehört werden konnten, aus dem belebten Raum in sich ein und verarbeite sie, um sie einmal unter einer kundigen Hand brausend und jauchzend aus sich neu und anders herauszuschwingen zu lassen. „Es ist zu fragen,“ antwortete Jossel, indem er die Geige jetzt sinken ließ und in den lehrhaften Ton verfiel, in dem er solche Dinge zu erörtern liebte, „es ist zu

fragen nach dem Wert des Lebens. Darüber haben gestritten zwei Schulen. Die eine Schul: Dasein is besser als Nichtsein. Die andere Schul: Nichtsein is besser als Dasein. Hin und her und her und hin, zulezt sind ste sich geworden dar- über einig, daß Nichtsein ist besser als Dasein.“ Seine Augen glitzerten dialektisches Vergnügen. Während er mit der Linken den Geigenhals hielt, spitzte er Daumen und Zeigefinger der Rechten zusammen und tupfte mit ihnen scharfsinnig in die Luft. „Angenommen, Nichtsein ist mehr wert als Leben, so hat doch recht Rabbi Simon. Diese Welt ist eine Vorhalle, die zukünftige Welt ist der Palast; aber muß man darum schon in der Vorhalle herumgehen un- rastert und in schäbige Kleider, und soll man sagen, es is alles eins, wenn wir gehen durch die Tür, bekommen wir doch alle dieselben Kleider? Warum soll man nicht gehen gut angezogen? Drüben werden wir haben alle das- selbe, so hat der mehr, der schon hier hat gehabt a guten Anzug für seine Seel.“

Es mochte ihm doch wohl einfallen, daß Seide einen solchen guten Anzug keineswegs besitze, er hob rasch die Geige empor und zupfte behut- sam an den Saiten. Ein paar dünne Töne verkrochen sich winselnd.

Seide sagte leise: „Und doch hat recht der

Rabbi Akiba.“ Jossel wollte ihm streitlustig entgegnen, aber Seide sah so seltsam unberührbar und versiegelt drein, daß Jossel sich wieder seiner Geige zuwandte. Er ließ sie noch ein wenig zirpen und ungehalten seufzen, dann gähnte er heftig und sagte noch einmal: „Morgen is Lateinische.“ Liebevoll legte er die Geige auf das rote Futter und schloß den kleinen schwarzen Sarg sorgsam zu.

Seide sah schon auf dem Bettrand und zog die Strümpfe von den rotgedrückten, nassen, unförmigen Füßen.

Sarah Bernhard erwachten in dieser Nacht fast zugleich über ein Getöse, ein lautes Reden und Heulen, als ob jemand sich in äußerster Not und heftigstem Schmerz gegen den Himmel empöre. Es war drüben im Studentenzimmer, und zähneklappernd krochen die beiden Alten unter einer Decke zusammen. „Seidel“ sagten sie gleichzeitig, und dann horchten sie wieder.

Eine Weile ratterte ein eintöniges Geplapper, dann hob sich die Stimme zu lauten Ausrufen, zu unverständlichen donnernden Sätzen, als spreche ein Schauspieler in voller Begeisterung seine größte Rolle.

Ein Bündholz flammte in Bernhard Wehmuts zitternden Fingern. „Ein Uhr,“ sagten Sarah Bernhard gleichzeitig.

Das Getöse drüben stieg an und rollte hoch dahin, manchmal sank es zu einem dumpfen Singen herab, es schien eine entfernte Landschaft zu malen mit Nebeln über Heiden, brausenden Wasserfällen, donnernden Gestaden, denen sich Schiffe mit hochgekrümmten Vorderteilen und grausam blutrünstigen Augen zu beiden Seiten des Buges näherten.

Immer wirrer und lauter rannen und rauschten die langen, dunkel verschlungenen Worte dahin. Und auf einmal schwang sich ein Geigenton über ihnen in die Nacht. Er hielt lange an, dann tröpfelte aus ihm, wie aus einem Feuerwerkstern, der seinen äußersten Punkt erreicht hat, eine ganze Garbe prasselnder Tonfunken. Sie sanken in das schlafende Haus, man fühlte sie förmlich durch das Gemäuer fallen, auf die Schläfer, auf die unbeschützten Gesichter und Hände. Aber da war es, als würden sie vor dem Verlöschen von einem warmen, weichen, innigen Gesang aufgefangen, der sie in sich aufnahm und Feuer und Melodie zu einer sanft glühenden, klingenden Flut verschmolz. Die schwoll durch die Dunkelheit und trug die Worte wie rotbraune Rähne mit weißen Segeln auf sich dahin.

„Er weckt alle Leut' auf,“ sagte Bernhard Wehmut, „der Hausherr wird kündigen.“ Er

fuhr aus dem Bett geradestwegs in die Unterhose aus blauem Barchent, und auf der anderen Seite fuhr Frau Sarah aus dem Bett und zog einen roten Rock um den unteren Theil ihres vierkantigen Gestelles. Darauf nahm sie die Kerze, die er ihr reichte, und er selbst sahste das Schüreisen, nicht zu einem bestimmten Zweck, sondern aus einem dunkeln Angstgeseß, daß Nachtabenteuer immer nur mit Licht und Waffe bestanden werden müßten.

Aneinanderhängend stolperten sie durch das Gerümpel des langgedärmten Vorzimmers, Sarah drückte die Klinke herunter, Bernhard stieß sie über Sarahs Schulter weg mit dem Schüreisen auf.

Da sahen sie Seide im Bett stehen. Das Hemd reichte ihm bis zu den Knien, Decke und Polster waren wie ein versulztes weißes Gewoge um seine Füße gebauscht. Tossels neue Seige hielt er unter das Knie gepreßt und strich sie mit sattem, rundem Bogen, daß alle Söhne breitgerandet und dunkel schwelgerisch hervorkamen. Und dazu hoben sich und sanken die Worte halb gesungen und halb gesprochen mit dem Brandungsgang der Söhne:

„Vier Steine erheben sich an dem Grabe von Cathba. Diese Hände haben gelegt in die Erde Duchomar, die Wolke im Krieg. Cathba, Sohn

Sonnens, du warst ein Sonnenstrahl in Erin.
Und du, o tapferer Duchomar, ein Nebel des
sumpfigen Lano, wenn er sich regt auf den Fluren
des Herbstes, tragend den Tod von Tausenden
dahin. Morna! Schönstes der Mädchen! ruhig
ist dein Schlaf in der Höhle des Felsens! Du
bist gefallen in Dunkelheit gleich einem Stern,
der durch die Wildnis schießt, wenn der Wan-
derer allein ist und den vorübergehenden Strahl
beklagt.“

Wo war Fossil? Fossil lag in seinem Bett,
die Decke hatte er bis zur Nase gezogen, die
Augen sahen maushaft geängstigt hervor. Jetzt
machte er den Mund frei. „Woher kann er
spielen? Er hat noch nie a Violin in der Hand
gehabt.“

„Was is, Fossil?“ fragte Frau Sarah.

„Weiß ich?“ Fossil fühlte die Verstärkung,
und nun, im Licht, unter Sarah Bernhards und
des Schüreisens Schutz, war das Ganze gar
nicht mehr unheimlich, sondern begann spahhaft
zu werden. „Ich wach' auf und hör' den Seide
reden, und dann fangt er auf einmal an zu
spielen.“

Seide hatte weder Frage noch Antwort ver-
nommen, er stand im zerwühlten Bett und spielte
wunderlich schön verwirrte Tonwälder aus der
Geige hervor. Sein Kopf lag tief auf das In-

strument gesenkt, daß sein Gesicht im Schatten
saß, das rote Haar starrte kraus im Kerzenlicht.
Eine Weile geigte er zigeunerhaft kühn. Dann
wuchs wieder die nordische Landschaft mit ein-
tönigem Gebräuse und Gesang von Basaltklippen:

„Warum, Tochter, warum so bleich bist du,
erstes der Mädchen von Gromla? Schläfst du
mit den Feinden in der Schlacht, weißblutige
Tochter von Suathal? Du bist gewesen die Liebe
von Tausenden, aber Lamberg war deine Liebe.
Er kam zu Suras moosigen Türmen, und seinen
schwarzen Schild schlagend, sprach er: „Wo ist
Selchossa, meine Liebe, die Tochter des edeln
Suathal? Ich sehe sie nicht mir entgegenkommen,
schweigend ist die Halle meiner Freude!“

Sarah sah sich unentschlossen nach Bernhard
um. „Was redet er da?“

„Sch!“ machte der beeidete Sachverständige
und schlug mit dem Schüreisen gegen die Wand.
„Seide!!“

Aber Seides Gesang dauerte fort, eine Zeit-
lang wie ein festes Schreiten vieler Männer,
dann Huschen von Schatten, schauriges Raunen
von Nächten über Gräbern.

Bernhard ermannte sich, tat drei Schritte und
stand am Fußende von Seides Bett. „Seide,“
sagte er laut, indem er mit dem Schüreisen gegen
das Holz trommelte. „Seide . . . sch!sch!“

Tosfel kicherte und schlug vor Vergnügen mit den Händen auf die Bettdecke. „Seide . . . schsch,“ machte er im Gesolge Bernhards.

Jetzt verrann Seides Gesang in ein Murreln, nur die klagende Melodie der Geige stieg und fiel, versuchte zu fliegen und wurde von der Schwere ihres Leides zurückgezogen. Er spielte sie mit zusammenknickenden Beinen immer mehr ins Bett hinein, der Erde zu, wie jemandem nach, der darin versank, er lag zuletzt auf den Knien, spielte stockend, als wolle er zwischen den Tönen hindurch auf gebrochene Antworten lauschen; je mehr er zusammensank, desto mehr schollen Frau Sarahs federweiße Betten um ihn, sie fingen den Gesang von den Saiten, erstickten ihn, es war, als schoben sich immer dichtere Schichten über den, dem Seides Töne folgen wollten . . .

Ein wimmerndes Schluchzen wurde von den Polstern verschluckt, Seides Kopf lag zusammen mit der Geige vornüber in den Federn vergraben.

Auf die Ellenbogen gestützt, spähte Tosfel nach dem Verstummten hinüber. Bernhard Wehmut drehte Seide auf den Rücken und bedeckte seine Blößen. Der dicke Kopf Sarahs guckte über den Bettrand, sie wehrte das Kerzenlicht mit der Hand ab. „Er schläft ja,“ sagte sie.

Vier Tage später kam Jossel von Gittls Begräbniß zurück.

Am Morgen nach Seides Seigennacht war er aus dem Klassenzimmer gerufen worden. Ein Telegramm war für ihn gekommen, das die Nachricht brachte, Gittl sei in der Nacht gestorben und er möge sogleich nach Haus reisen.

Nun war er wieder da, in schwarzen Kleidern, ein wenig ernster von all dem Weinen, das er hatte anhören müssen, und auch wichtiger durch den Besitz eines Geheimnisses, das man ihm nicht hatte verhehlen können. Zwei Tage trug er es getreulich in sich, am dritten aber war er darüber im reinen, daß es Seide ohnehin erfahren müsse, wenn er nach Schwolków komme, oder daß es ihm vielleicht sogar schon der nächste Brief melden würde.

Er begann mit der Frage, ob Seide wisse, woran Gittl gestorben sei. Und als Seide verneinte, eröffnete er, heftig atmend, daß Gittl gar nicht an einer Krankheit gestorben sei, sondern daß sie sich selbst getödet habe.

Es war auf dem Weg von der Schule, sie gingen durch dünnen Schnee, es wehte aus dem Winterhimmel weiß herab, auf den Straßen wurden die Buden für den Nikolomarkt aufgeschlagen.

Gittl hatte sich mit dem Messer, mit dem

sonst die Gänse getötet wurden, die Pulsadern aufgeschnitten; man hatte sie am Morgen in Frau Leies betoniertem Paderaum verblutet aufgefunden. Ihr Blut war in den Abzugkanal geflossen. Und kein Mensch wisse, warum sie es getan habe.

Seide Borowig war vor dem Laden eines Zuckerbäckers stehengeblieben, in dem ein Heer von weißbärtigen Bischöfen und ein anderes von schwarzen Teufeln mit langen roten Zungen marschbereit dastand.

Ob auch Richard Meier beim Begräbnis gewesen sei, fragte Seide. Ja, und er habe sehr geweint. Er habe die Mutter geküßt und gesagt, er würde Sitl niemals vergessen können. Und er habe immer wieder gefragt, warum sie es getan habe.

Seide nickte.

Ein warmer See stand daheim für sie bereit, denn Frau Sarah war durch den Trauerfall zu zärtlichem Mitleid für Jossel erwärmt worden, und Seide bekam von diesem Gefühl eine Kruste ab. Während sich Jossel den mütterlich gezuckerten Sud eingoß, mußte er Frau Sarah, die am Eingang des Bettengpasses zum Halten gezwungen war, noch über viele, bisher nicht ganz genau berichtete Einzelheiten Rede stehen. Erst nachdem Jossel ganz und gar der halben

Zitrone glich, die ausgepreßt neben dem Seeglas lag, trug sie sich seufzend zum Zimmer hinaus. Der Krug auf der Waschtischplatte wackelte dabei ein wenig grüblerisch, und es war, als höre man dabei einige Gedanken über Welt und Menschenschicksal zweifelsüchtig zusammenklirren.

Als sie draußen war und Tossel die letzten Kuchenkrumen vom Teller in die Hand gefehrt und von da in den Mund geschüttet hatte, holte er die Naturgeschichte hervor. Zwischen Gorilla und Schimpanse lag eine Bermudas, und weiter hinten im Vogelreich hatte sich zwischen Dohle und Saatkrähe eine rot-weiß-grüne Helgoland eingemistet. „Der Vereles will mir für die Bermudas sechs alte Osterreich geben,“ sagte er, „soll ich ihm sie geben.“

Beim Waschtisch drüben prustete Seide Borowig, ein wenig erstaunt sah Tossel auf diese zu ungewöhnlicher Zeit vorgenommene Reinigung.

„Seide, soll ich ihm geben die Bermudas für sechs alte Osterreich?“ Seide hatte den Kopf nach hinten gelegt und ließ im Rachen eine gewaltige Wasserkunst gurgeln und sprudeln. Geärgert über Seides Teilnahmslosigkeit zog Tossel sein Briefmarkenalbum aus der Lade und besah, wie wohl die Bermudas den ihr gebührenden Raum ausfüllen würde. Es nahm sich stattlich aus, aber sechs alte Osterreich waren

sechs alte Osterreich, und alte Europa würden, was Vereles noch nicht zu wissen schien, in der nächsten Zeit sehr im Werte steigen, während Obersee sehr abflauen würde. Einmal in eine Besichtigung seiner Schätze vertieft, blätterte Jossel immer weiter und berechnete mit raschen Flügen Vorteil und Nachteil aus den Täuschen, die er vorzunehmen plante. Es war ihm sehr behaglich zumute, draußen hatte es heftiger zu wehen begonnen, die Fensterscheiben zitterten unter den nassen Schneefegen, die der Wind anwarf, Bernhard Wehmut, der stampfend hereingekommen war, sprach draußen in der Küche mit seiner Frau. Im zweiten Stockwerk unter ihnen spielte jemand Klavier, und die Töne schienen durch das Haus aufzusteigen wie die Lustperlen in einem Glas Mineralwasser.

Die morsche Bettlade knarrte mißtönig hinein. Jossel schaute auf und erblickte eben noch Seides rotbehaarte Beine, die Füße mit den blauen Knollen, wie sie unter der Decke verschwanden.

„Was is, Seide?“ fragte er, „was gehst du ins Bett vor dem Nachtmahl. Und wir haben noch zu machen für morgen die Mathematische!“

„Ich wer' sterben, Jossel!“ sagte Seide. Am den Kopf hatte er das Handtuch gewunden, das zog ihm in dicken, ungetümen Falten vom Kinn die Wangen entlang zum Scheitel und war da

plump getnüpft, so daß die Zipfel wie zwei ungeheure rotgestickte Gelsöhren abstanden. Da konnte sich Tossel des Lachens nicht enthalten, er wandt sich auf dem Sessel und hatte alles Trauerernste vergessen. „Bist du krank, Seide?“ fragte er, als er wieder Lust bekam.

Und als Seide den Kopf schüttelte, sagte er beharrlich: „Du mußt doch haben a Krankheit, an der du sterben kannst.“

„Ich wer' sterben, Tossel,“ wiederholte Seide ruhig.

Das war ein so närrischer Einfall, und die beiden Gelsöhren oben auf Seides Kopf machten so ein betrübt lächerliches Gebimmel zu seinen Worten, daß Tossel sich nicht länger beherrschen konnte. Er rannte brüllend in die Küche hinaus, hüpfte auf einem Bein und schrie: „Seide liegt im Bett und will sterben! Seide liegt im Bett und will sterben!“

Mit ärgerlichem Erschrecken sahen Sarah und Bernhard einander an: „Ich wer' schreiben dem Fischl Borowik, er soll dem Seide zurechtsetzen den Kopf,“ sagte Sarah, und Bernhard nickte volles Einverständnis. Und als Tossel zurechtgewiesen war, daß er wegen Seides Dummheiten so kurz nach dem Tode der Schwester keineswegs eine unziemliche Fröhlichkeit an den Tag zu legen brauche, verfolgte Sarah ernsthaft

allen Verdruß, den ihnen Seide in der letzten Zeit bereitet hatte. Sie hatten es nicht nötig, vom Hausherrn so grobe Zurechtweisungen einzustechen, wie sie ihnen wegen Seides neulichem nächtlichem Skandal zugekommen waren. Bernhard stand dabei, spaltete mit einem alten schartigen Messer ein Stück Holz in dünne Späne und begleitete eine Oktave tiefer in genau derselben Tonart.

Als Frau Sarah später das Nachessen in das Studentenzimmer trug, war sie geladen und ging gleich los: „Was sind das für Geschichten, Seide? Sind Sie bei Verstand?“

„Ich wer' sterben, Frau Wehmut!“ sagte er, „Sie werden sehen!“ Das dick zusammengewundene Handtuch umfing die phantastische Häßlichkeit dieses Kopfes, rahmte sie heftig ein und schnitt sie von der übrigen Welt ab, drängte sie gleichsam aus ihr hinaus. Der ganze übrige Leib und die Hände lagen unter der Decke, es war Frau Sarah, als sähe sie den Kopf eines Verdammten, der sich durch ein Loch im Boden der Hölle hinaufgearbeitet hat, während er vom Rinn an noch im siedenden Öl und Wech steckt.

Trotzdem sie Seides Anblick doch wahrhaftig gewohnt war, schüttelte sie sich vor Schrecken, sagte weiter nichts und ging hinaus.

Das Abendessen blieb lange neben Seides

Bett stehen und wurde endlich mit seiner Erlaubnis zu Fossels Anteil geschlagen. Dann bückte sich Fossel über die mathematische Hausarbeit, und als er sie zu Ende gebracht hatte und zu Bett gehen wollte, hörte er Seide, den er längst eingeschlafen glaubte, sprechen: „Fossel, bist du fertig?“

„Ja!“

„Nimm dir Papier und Feder. Ich wer' dir diktieren mein Testament.“

„Testament?“

„Wenn ma stirbt, macht ma a Testament, weißt du!“

„Ich weiß, stirbst du denn?“

„Ja.“

Seide also blieb dabei, daß er sterbe, und von Fossels Augen wich der Schlaf wieder, denn es war doch eine außerordentlich lustige Geschichte, ein Testament niederzuschreiben, das man morgen mit Hallo allen zeigen konnte, die etwas zum Lachen haben wollten. Er riß aus der Mitte des Heftes für deutsche Schularbeiten ein Doppelblatt heraus, tauchte die Feder ein und schrieb mit seiner schönen, gerundeten Kaufmannsschrift zunächst und zu oberst das Wort Testament mit einem dicken und schwunghaften T.

Aber es kam gar nichts besonders Lächerliches.

Mit weitschweifigem Ernst bestimmte Seide sein Geld seiner Mutter, Frau Scheindl Boro-
witz, zur Fortführung und Vergrößerung des
Geschäftes, und in umständlicher Sachlichkeit
war dabei eine Menge uninteressanter Dinge
genau ertwogen. Fossil stelen darüber die Augen
zu, und er gähnte so heftig, als wolle er die
kaum niedergeschriebenen Sätze sogleich wieder
verschlucken. Immer neue Bestimmungen spann
Seide aus sich hervor wie ein Wurm, der sein
letztes Gespinnst mit endlos sich abwickelnden
Fäden festmacht, und es war keine Spur von
lustigem Ansinn, sondern nichts als Langeweile.
Schließlich erklärte Fossil enttäuscht, jetzt habe
er genug, und er wolle schlafen gehen.

„Schreib noch,“ befahl Seide, „und dem Fossil
Baltuch sollen gehören alle meine Bücher, mein
Federpenal und das Reißbrett mitsamt dem
Zirkel.“

„Is das wahr?“ Fossil schaute auf, denn
Seides Reißzeug war sehr begehrenstwert und
ingenieurmäßig vollkommen, als ob er es gleich
von allem Anfang an für seine künftigen kühnen
Bauten angeschafft habe.

„Wenn du jetzt nicht stirbst, Seide, bin ich
böse.“

„Schreib noch . . .“ zögerte Seide müde. Er
hatte eines der Zipselohren herabgezogen und

fächerte sich langsam das stark gerötete Gesicht.
„Nein . . . Schreib nichts mehr, geh schlafen,
Tosfel.“

Nach einer Weile, als Tosfel schon im Halbschlaf mit leidenschaftlichem, aber aussichtslosem Verlangen seine Gedanken noch ein wenig mit Seides Reißzeug spielen ließ und eben mit dem Zirkel einen außerordentlichen Stern fertiggebracht hatte, den er nun mit Seides Pastellstiften grell bemalte, hörte er Seide sich noch im Bett unruhig herumwenden.

„Gute Nacht, Tosfel!“ sagte Seide in die Falten von Tosfels Traumborhängen hinein. Tosfel brummte, die Mäuse wisperten über den Fußboden hin. Der Wind hieb Schneefetzen in die Fensterecken, draußen im Vorzimmer mochte noch Sarah Bernhard stöbernd herumgehen, die Dielen knackten, die Klinke wurde angerührt, als wolle noch jemand ins Zimmer sehen.

Dann war alles dichte, schwere, gleichmäßige Dunkelheit . . .

Sie lichtete sich mit Sarahs Frühruf um halb sieben. Frau Wehmut rollte ins Zimmer und stellte die angezündete Küchenlampe auf den Waschtisch, der tägliche Morgenkampf zwischen Bett und Schule begann. Plötzlich erinnerte sich Tosfel des Geschäftes, das er mit Pereles

aus der Dritten eingeleitet hatte, und das half ihm aus den Federn: die Bermudas gegen sechs alte Osterreich! Acht Osterreich, wenn Vereles acht Osterreich gab, dann war es zu machen, und schon zog Jossel die klebriggrauen Trikothosen über die Beine, und Vereles würde sicher darauf eingehen, wenn Jossel sagte, die Bermudas wolle er sonst behalten.

Silig wusch Jossel über die den Blicken am meisten ausgesetzten Körpergegenden hin. Wenn er noch an der Börse vor Schulbeginn teilnehmen wollte, so war es Zeit für ihn.

„Seide!“ schrie er nach dem Bett, in dem der Zimmerkamerad pflichtvergessen dalag. Und während er mit dem Handtuch über das Gesicht wischte: „Seide . . ., aufstehn! Der Heuschreck hat gesagt, wenn du noch einmal kommst zu spät, so schreibt er dich ein ins Klassenbuch.“

Dann überstürzten sich die Morgenereignisse, der Kaffee kam, wurde von Jossel an der Tür empfangen und stehend ausgetrunken. Schon dröhnte es von irgendwo durch den Winternebel, ein Viertelschlag fiel in die scheckige Dämmerung. Jossel zerrte den Winterrock an sich, raffte die Bücher vom Tisch, und noch immer lag Seide schlafschwer in seinem Bett, als gehe ihm die Schule und der Heuschreck nicht das mindeste an. Im Vorbeilaufen brüllte Jossel

noch einmal „Seide“, packte den Kopfverband bei einem Zipfel und riß ihn herab. Seides Mund klappte auf, es sah aus, als wolle er nach Jossels Hand schnappen, aber der lief lachend davon, er hatte keine Zeit zu Spielereien, Seide mochte sehen, wie er noch fertig wurde. Jossel steckte die Frühstücksemmel mit einem Zipfel in den Mund, daß sie ihm wie ein Posthörnlein aus den Lippen ragte, und trabte eilig die armenische Straße entlang.

Seides Platz in der Schule blieb leer, und Jossel wartete mit inbrünstigem Vorgruseln auf sein Erscheinen und die notwendig folgende dramatische Handlung. Aber er wartete umsonst. Seide kam überhaupt nicht, und mit einer leichten Verdrießlichkeit über das Ausbleiben der erhofften graufigen Begebenheit ging Jossel allein aus der Schule. Hingegen konnte er Seide mit der Nachricht verblüffen, daß es ihm gelungen sei, dem Pereles für die Bermudas acht alte Osterreich abzuwickeln.

Ungeduldig läutete er an Sarah Bernhards Tür.

Es wurde geöffnet, Frau Sarah verstopfte das Vorzimmer, sie blies einen langen Trompetenton durch die Nase. „Jossel,“ sagte sie, „denk dir: Seide ist gestorben.“

„Was?“

„Er is gestorben heut' nacht. Der Doktor war schon da.“

Langsam und bedrückt durch die Gegenwart des Todes in seinem Zimmer trat Jossel ein. Da lag Seide genau so, wie er ihn heute morgen verlassen hatte, nur daß ihm jetzt die Sonderscherben auf den Lidern hockten und das heruntergeklappte Kinn mit einem schmalen weißen Tuch gegen den Schädel gebunden war. Der zackige Fleischschwamm an Seides Hals welkte schlaff neben ihm auf dem Polster.

„Ja, ja!“ schnaubte Frau Sarah und rollte eilig hinaus, um dem beeideten Sachverständigen irgend etwas Dringendes mitzuteilen.

Wie Jossel allein mit dem toten Seide war, begannen seine Augen zu wandern, von der Leiche fort, über das Zimmer hin, auf den Tisch, auf dem er das Blatt mit der schwunghaften Aufschrift Testament liegen sah. Behutsam drängte er sich durch den Bettengpaß zum Fenster. Dort im Winkel lehnte Seides Zeichenbrett, dem das herrliche Reißzeug angeschnallt war. Jossel löste den Riemen, zog den Verschlusstift aus dem Lederkästchen und betrachtete entzückten Blickes die stählernen, spigen Dinger mit ihren ernstesten, mathematischen, vernünftigen Schrauben und Schraubchen.

* * *

Die Schule war aufgeboten, um Arhe Leib Schutzmann die letzte Ehre zu erweisen. Da man keinerlei Ursache dieses plötzlichen und räthselhaften Todes feststellen konnte, hatte der vorsichtige Physikus die Befürchtung ausgesprochen, man könnte es mit irgend einer ansteckenden Krankheit zu tun haben. Es war angeordnet worden, daß Seides Leichnam zur Untersuchung und Aufbewahrung bis zum Begräbnis in das Seuchenspital gebracht werde.

Für Sarah Bernhard erwuchsen Scherereien und Unkosten. Man brachte nicht bloß Seides Leiche fort, sondern stopfte alle seine Kleider, seine Wäsche und die Betten, in denen er geschlafen hatte, in einen schwarzlackierten, streng geschlossenen Wagenkasten mit dem Wappen der Stadt Lemberg und führte sie davon. Und auf die Frage, wann die Sachen wiedergebracht würden, erklärte die Gesundheitsfeme, es sei ein Abschied auf ewig, denn alles müsse verbrannt werden. Und nicht genug an dem, es kamen einige Männer mit geheimnisvollen Gefäßen, von denen Schläuche herabhingen, erfüllten das Studentenzimmer mit einem höllischen Gestank, versiegelten es und erklärten, das müsse nun zwei Tage lang so bleiben.

So ergriffen Sarah Bernhard von diesem plötzlichen Hinscheiden auch waren, so fanden

ſie doch, daß ſie noch niemals einen ſo anſpruchsvollen Mieter gehabt hätten. Immerhin entſchloß ſich Frau Sarah, an dem Begräbniß teilzunehmen, es wurde ihr nur ſchwer, ein dem Anlaß angemessenes, für die Straße geeignetes Kleidungsſtück zu finden, denn ſie hatte dreieinhalb Jahre lang ihre Wohnung nicht mehr verlaſſen und war während dieſer Zeit immer mehr in die ihr einmal zuge dachte Form hineingewachſen.

Die Direktion war verſtändig geworden, daß die Beerdigung um drei Uhr nachmittags vom Seuchenspital aus ſtattfinden werde. Man hatte ſich rechtzeitig in der Schule verſammelt, und um dreiviertel drei Uhr waren Schüler und Lehrer auf dem Platz zwiſchen Gartenplanzen und Schutthaufen unweit des Krankenhauses aufgezo gen. Ein fürchterlicher Schneeregen peiſchte über Lemberg hin; hier am Rande der Stadt, wo triefende Wege in das Land hinaus liefen, zwiſchen den verlaſſenen Gärten und Lehmgruben war das Wetter doppelt troſtlos. Die Nässe drang durch die Sohlen der Schuhe, der feuchte Schnee klebte ſich hinter die Ohren und in die Augenbrauen. Ein dichtes Gewimmel von ſchwarzglänzenden Schirmen wogte ruckweiſe über den Platz.

In einem ſchwarzen, fröſtelnden Klumpen

ballte sich der Sangerchor zusammen, der an Seides Grab einige feierliche Gesänge darzubieten hatte; die Stimmführer hatten die ihnen anvertrauten Gesangbücher in Wachspapier eingeschlagen, während der Gesangslehrer, der zugleich Turnlehrer war, da stand wie der Trauermarsch auf Siegfrieds Tod mit drei falschen Vorzeichen.

Was Frau Sarah Wehmut letzten Endes aus ihrem Kleiderschrank für den heutigen Anlaß hervorgesucht hatte, war nicht auszunehmen, denn es war von einem uralten Regenmantel verhängt, der in aller Eile aus dem Längen ins Breite zurechtgeschneidert schien. Sie suchte Anschluß an die höchste Stelle und lächelte sich unverdrossen an den weichenden Direktor heran, bis sie ihm so nahe war, daß sie mitteilen konnte, sie sei Frau Sarah Wehmut, und der Herr Direktor habe ihr erst unlängst wegen des Seide geschrieben.

Der beeidete Sachverständige stand mit herabgezogenem Hut daneben und verbeugte sich mehrere Male.

„So, so!“ sagte der Direktor hoch über die Waschtischplatte hinweg, indem er seinen Schirm noch höher hob.

Und jetzt sei der arme Seide Borowitz tot. Jawohl! Aber dann schaute der Direktor

doch den Krug auf der Waschtischplatte streng gemessen an. „Arhe Leib Schuzmann meinen Sie,“ sagte er, und Frau Sarah Wehmut erschrak, als habe sie sich gegen den Staat vergangen. Indem hatte der Direktor aber schon seine Taschenuhr aus einem Spalt seines Winterrodes ausgegraben und sagte nach dem Professor aus Physik hinüber, es sei bereits drei Uhr vorbei.

Noch immer sah man keine Anstalten zu einer Beerdigung getroffen, weder daß ein Leichenwagen dastand, noch daß sich irgend ein religiöses Geleite sammelte. Über die leblose, hartgesichtige Vorderseite des Krankenhauses schlug der Schneeregen klatschende Hiebe, große Klumpen von Flocken zergingen auf den Fenster Scheiben, und schwarze Flecken von Feuchtigkeit schienen das Gemäuer zu durchsetzen.

Wieder hatte sich Frau Sarah zum Direktor hingedreht, sie folgte ihm mitten durch die Gruppe seiner Professoren. Die Eltern des Verstorbenen seien natürlich von ihr verständigt worden, aber der Vater sei selber schwer erkrankt und könne von der Mutter nicht verlassen werden.

Der verregnete Hüne für Turnen und Gesang stapfte unter schadhaftem Schirm heran. Seine Schuhe waren die undichtesten von allen, sie öffneten sich heimlich gegen den Boden in breiten

Erichtern. „Es ist viertel vier,“ sagte er, indem er ungehalten seine Uhr vorwies.

„Ja . . . es ist doch . . . merkwürdig,“ meinte der Direktor und betrachtete un schlüssig das weitgedehnte Gebäude, hinter dem man in den Einzelhäusern des weiten Gartens die geheimnisvollsten und gefährlichsten Krankheiten wußte, tobende Bestien, die eine Stadt himmorden konnten, wenn sie ausbrachen.

Hinter den Planken, die ein wenig vor dem Sturm schützten, zitterten die Schüler des Sängerkhore. „Sie werden mir alle krank werden,“ sagte der Chorleiter mit einer besorgten Handbewegung nach seiner klappernden Herde.

„Man sollte . . . man sollte vielleicht fragen gehen,“ zögerte der Direktor dem Kreis seiner Getreuen entgegen, und er erwartete eigentlich, daß jemand sich selbst melden würde. „Doktor Fischer,“ sagte er, als kein Freiwilliger vortreten wollte, „fragen sie doch drüben, wann die Beerdigung stattfindet.“

Mit un gelenken Sägen übersprang der Abgesandte, dem als dem jüngsten Supplenten diese Aufgabe zugefallen war, die Wasserlachen, in deren schwarzen Oberflächen ein Gefräusel von Schnee rastlos zerging. Er war kurzschichtig und nahm die Sprünge lieber etwas zu weit, und das machte einen Eindruck von ganz unange-

brachter Gründlichkeit. Am Tore des Krankenhauses hatte er erst eine ganze Weile den Knopf der Klingel zu suchen, seine Brillengläser waren von Schnee verklebt, er tappte blind an der Wand dahin.

Endlich sah man das Tor schwarz und unergründlich aufgehen und den kleinen blinden Gesandten verschlingen.

Mit feindseligen Mienen betrachteten die Männer einander, als gäbe einer dem anderen die Schuld, ihn in diesem Wetter hinausgetrieben zu haben. Den Schülern war das Lachen und Puffen längst vergangen, sie standen regungslos, spürten, wie die Säume ihrer Mäntel immer schwerer wurden und wie das Wasser in den Schäften der Schuhe aufquoll.

„Da steht der ganze Schuhmann nicht dafür,“ sagte einer aus der sechsten Klasse, und ein bedrohliches Murren lief von dieser Klasse zur nächsten, zu den ganz Großen mit Schnurrbärten und Baßstimmen.

Nur Frau Sarah Wehmut trieb sich, aufgeregt von dieser Welt, die sie dreieinhalb Jahre nicht betreten hatte, zwischen den Menschen und den Schneelachen herum, strampfte unnachlässig hohe Spritzer empor und vermehrte das Unbehagen durch andauernde Fragestellung.

Nach einer ganzen Weile ging drüben das

unheimliche Tor auf und entließ den kleinen Doktor. Er setzte ungeschickt tapsend und heroisch angstvoll über die wassergefüllten Mulden, glitt einmal auf dem Lehm Boden aus und kam schnaufend und suchtelnd in ein allgemeines Lächeln.

„Es ist merkwürdig . . .“ leuchte er, „merkwürdig! Ein Irrtum ist geschehen. Man hat uns auf drei Uhr bestellt . . . und der Schüler Schuzmann ist bereits um zwei Uhr beerdigt worden . . . oder einfach weggebracht, verscharrt, ohne Begräbnis . . . es kann nämlich niemand eigentlich Auskunft geben . . . Ein Irrtum! Er ist eben einfach nicht mehr da . . . ver . . .“ Der Wind schlug ihm in den Mund, ein schwerer Schneeklumpen traf die Brille, der kleine Doktor drehte sich um seine Achse und nahm die Gläser von den Augen.

„Ja wa . . .?“ fragte der Direktor ratlos, indem er seine Getreuen der Reihe nach ansah. „Was . . . sollen . . .“

„Nach Haus gehen,“ sagte der Lehrer für Eurnen und Gesang mit der Entschiedenheit, die durchlöcherte Sohlen verleihen.

„Ganz umsonst hier zu stehen!“ sagte der Direktor plötzlich, indem er zornrot und wütend Frau Sarah Wehmut ansah.

Die Klassen ordneten die gelockerten Verbände, die Regendächer drängten sich enger aneinander.

„Erste Klasse,“ rief der Doktor Fischer, indem er feldherrnhast längs der Aufstellung seiner Truppe dahinsprengte.

„Lassen Sie die Klassen nach Hause gehen,“ schrie der Direktor ärgerlich. Da wimmelte der ganze Haufen gelöst und ordnungslos zwischen den Lehmgruben hin den Berg hinab. Der Schneeregen setzte ihnen mit erneuter Heftigkeit entgegen, die Männer stemmten die Schirme ein und patzten rutschend mit verbissenem Ingrimm durch den über ganzen Abhang ergossenen Schlamm.

Ende

Von demselben Verfasser erschien im
gleichen Verlage:

Bismarck

Roman in drei Bänden

Band 1:

Der wilde Bismarck

Einband u. Buchschmuck von E. Pirchan, München
Geheftet M. 4.— 20. Tausend Gebunden M. 5.50

„... Erzählen heißt gestalten, und das tut Strobl mit rühmlichster Kunst in seinem ersten Bande, der keine geschichtlich zweifelhaften, langatmigen Reden, keine billigen Prophezeiungen und endlich auch keine trodene Historie bringt, sondern ein vollsaftiges Leben, dessen Werden und Wachsen man mit Spannung beobachtet als eine Offenbarung vom Menschentum in einem Aus-erlesenen.“
(Kölnische Zeitung.)

„... So haben wir in dem vorliegenden Buch des jungen Bismarck wohl die bis heute beste dichterisch geschaute Bismarckgestalt. Wenigstens ist uns kein Werk bekannt, das an Tiefe und Reichtum, an Wahrheitstreue und dichterischer Schönheit ihm zu vergleichen wäre.“
(Hamburger Correspondent.)

Band 2:

Eisen und Blut

Einband und Buchschmuck von F. Felger, Berlin
Geheftet M. 4.50 18. Tausend Gebunden M. 6.—

„... Strobl hat die Aufgabe des historischen Romans, „des Helben wirkliche Taten und die Velttereignisse, in denen er mitwirkte, phantasiereicher, innerlicher, spezieller und spannender als die Geschichte zu schildern und nur motivisches und sachliches Beiwerk zu erdichten“, glänzend gelöst. In diesem Bismarck sind das Menschliche und das Geschichtliche unlösbar verschmolzen.“
(Schlesische Zeitung.)

„... Es ist Strobl gelungen, sich so in Bismarcks Persönlichkeit und in seine Zeit einzuleben, daß es ihm möglich wurde, ihn und sein Wesen auch glaubhaft und lebensvoll zu gestalten. Das ist seine dichterische Tat. Wir lesen dieses Buch nicht, wir erleben es.“
(Deutsche Zeitung.)

No 0
Hof
100
100

Von demselben Verfasser erschienen im gleichen Verlage:

Die Baclabude. Eine Prager Studentengeschichte. 10. Tauf.

Einband u. Buchschmuck v. Prof. Hugo Steiner-Prag.

Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50

Die Kristallkugel. Neue Novellen. 5. Tausend.

Geh. M. 4.—, geb. M. 5.50

Eine gute Wehr und Waffen. Mein Kriegstagebuch.

5. Tausend. Kart. M. 1.—

Die drei Gesellen. Ein heiterer Roman. 7. Tausend.

Geh. M. 4.50, geb. M. 5.50

Die vier Ehen des Matthias Merenus. Roman. 11. Tauf.

Geh. M. 4.50, geb. M. 5.50

Das Wirtshaus „Zum König Przemysl“. Eine Prager

Geschichte. 5. Tausend. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50

Das Frauenhaus von Brescia. Erzählung. Geh. M. 3.50

Romantische Reise im Orient. Mit 26 Illustrationen.

Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Der brennende Berg. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Die gefährlichen Strahlen. Roman.

Geh. M. 6.—, geb. M. 7.50

Bedenkame Historien. Novellen.

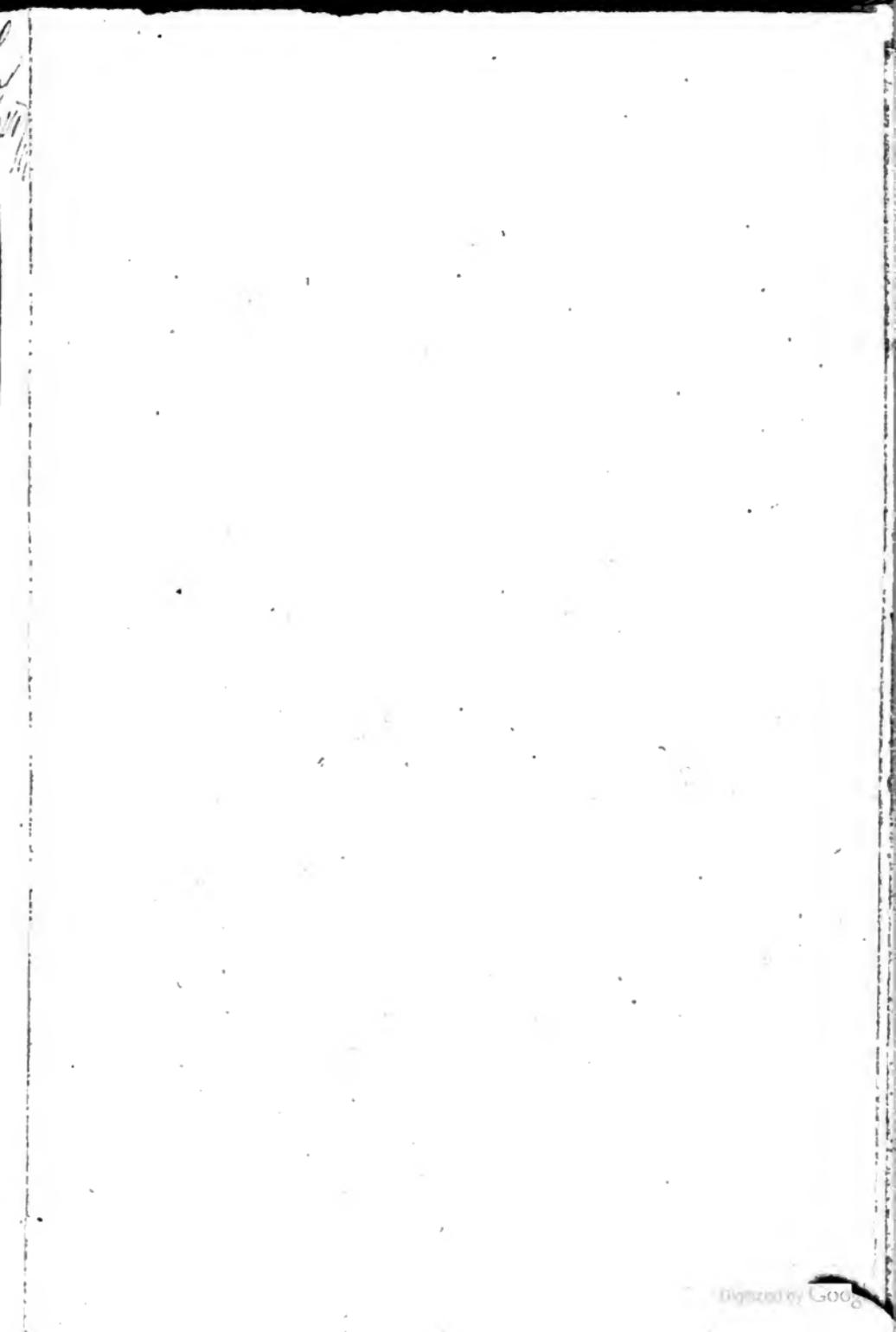
Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Der Schiplapaf. Roman. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50

Der Fenriswolf. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Von Karl Hans Strobl dem Romandichter wie dem Novellisten gilt gleicherweise, was der Kritiker des „Hamburgischen Correspondent“ bei einer Besprechung seines köstlichen Novellenbandes „Die Kristallkugel“ an ihm rühmt: „Der Verfasser ist ein Dichter, in dessen Seele viele Saiten erklingen . . . Bald schwärmerisch und sentimental, bald kraftvoll ernst, bald tragisch und dann wieder von scharfem, grellem Humor, hier spielerisch, fein und ästhetisierend, hier wuchtig und eindrucksvoll, aber immer künstlerisch, immer erfindungsreich und nie ohne Schwung der Phantasie.“

Sonderberichte über Karl Hans Strobls Schriften sind kostenlos zu beziehen durch jede Buchhandlung oder geradeswegs vom Verlag **L. Stadmann, Leipzig.**



89006647408



b89006647408a



10/11/54

89006647408



b89006647408a